Das Vater unser

in Erzählungen von Isabella Braun,

mit Bildern

von Ferdinand Rothbarth.

Stuttgart


Vater Unser
der du bist
in dem Himmel!

Das Vater Unser

in

Erzählungen für Jung und Alt

von

Isabella Braun.

Mit Bildern

von

Ferdinand Rothbart.

Stuttgart.
Gebrüder Scheitlin.
[1863]

Druck von Blum und Vogel in Stuttgart.

Inhalt.

Vater unser, der du bist in dem Himmel!
Geheiliget werde dein Name!



Vater unser, der du bist in dem Himmel! Geheiliget werde dein Name!

Wahrhaftig! es gehört nicht viel zu einem glücklichen Erdenleben! Der liebe Gott hat seine Welt so schön ausgestattet, daß es schon ein Glück ist, in ihr zu wohnen. Die Sonne gießet in früher Morgenstunde ihr goldenes Licht durch den Aether, sie erwärmet die Luft, sie pfleget die Blumen und Gräser, sie webet das Laubdach des Waldes, sie erquicket die unzähligen Thierlein im weiten All und machet sogar das Menschenherz freudiger schlagen. Und hat sie des Guten zu viel gethan, so sendet Gott ihr den Regen zu Hilfe, der Alles erfrischt und der die Brünnlein, Bäche und Ströme anschwellet, daß sie rauschen und in

kleinen Wellen zum Meere dahinjagen. Doch ist die Erde mit ihren Geschöpfen müde vom langen Wachen, so schließet Gott ihr die Augen und spendet die Nacht. Aber auch dieß Dunkel soll seine Huld erfahren: der Mond und die Sternlein ziehen herauf mit ihrem wundersamen Glanze, als liebliche Boten von dem Vater, der über Allem wacht. —

Ist es nicht ein Glück auf der Erde zu leben, welche so viele Zeichen seiner Vaterhuld trägt?

So denkt auch Herr Reinhold und seine Gattin. Beide sind gute, einfache Menschen und haben sich lieb. Sie besitzen nicht Reichthum in Hülle und Fülle, aber ein Stücklein Land, das sie ernährt, behütet vom Segen Gottes und gepflegt von der Mühe ihrer fleißigen Hände. Doch, als Gott ihnen noch ein rosiges Kindlein schenkte, da war erst das Glück vollkommen und Beide riefen vereint mit dankbarem Blicke zum Himmel:

„O mein Gott! ich will deinen Namen loben immer und ewiglich! Du bist groß und deine Güte ist unaussprechlich! Kindeskinder sollen dich preisen und deine Werke rühmen!" —

Und nun fiel der Blick der glücklichen Eltern auf ihr Kind; sie reichten sich die Hände zum feierlichen Gelöbniß, dieß Wesen zu seiner Ehre zu erziehen, und ihm früh seinen heiligen Namen zu lehren. —

In frommer Begeisterung sprach der Vater:

„Dir, o Gott, sey dieses Kindlein geweiht! Dein Name sey in sein Herz geschrieben, von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag lerne es dich immer mehr erkennen!“ — Und haben die Eltern ihr Gelübde gehalten?

Noch lag das Kind bewußtlos im weichen Kissen, als der Priester es durch die heilige Taufe in den Christenbund einführte. Aber obgleich es noch nicht reden konnte, ja, nicht einmal ahnte, was vorging, drückte ihm doch das Zeichen des Kreuzes ein ewiges Siegel auf, und der Vater gelobte auf's Neue feierlich mit den Pathen, dieß Kindlein zu erziehen in Furcht Gottes, die ihn mit heiliger Andacht Vater nennt. —

Oft, wenn Louischen an der Mutterbrust oder in der Wiege schlummerte, beugte sich die Mutter darüber und bezeichnete es mit dem Kreuze. „Das Kreuz sey dein Schutz und Schirm in dunkler Nacht, wenn mein Auge dich nicht bewachen kann,“ — flüsterte die liebevolle Mutter.

Und nun war ein ganzes Jahr über die Wiege gezogen. Es hatte die Wange des Kindes rosiger gefärbt und in den jungen Geist ein aufdämmerndes Bewußtseyn gegossen. Schon blickten die Aeuglein erkennend auf die Mutter, schon streckten sich die Aermchen verlangend nach ihr aus. Das Morgenroth des Lebens

zog schimmernd heran, und legte einen hellern Strahl in die blauen Augen. Nicht mehr im Kissen lag Louischen, sie saß aufrecht auf der Mutter Arm. Da fügte diese, als ersten Unterricht von Gott, die Händchen zusammen, hielt sie empor, deutete auf das Kreuz an der Wand und sprach: „Sieh, das ist der liebe Himmelvater.“ — So oft nun Louischen erwachte, schaute sie dahin, faltete von selbst die Hände, stammelte dazu: „Himmelpapa!“ — und hielt auf diese Weise ihr erstes Gebet.

Zum Zweitenmale war das Jahr über die Wiege gezogen, und hatte das kleine Wesen darin flügge gemacht, wie die Vöglein im Neste. Es hüpfte lustig in der Stube herum und jubelte in seiner unverständlichen Kindersprache; doch die Eltern verstanden sie gar wohl, am besten aber der Vater im Himmel, der Alles versteht: die beredte Sprache der Völker, das Aechzen des Kranken, den Seufzer des Sterbenden, das Stammeln des Kindes, selbst die lautlose Sprache der Natur und ihrer unzähligen Wesen.

Nun ist Louisens Morgengebet nicht mehr eine stumme Bitte. Sie sitzt auf dem Schooße der Mutter, hebt die Händchen empor, und spricht so innig, als ob nicht der Mund, sondern das Herz rede:

„Vater unser, der du bist in dem Himmel! Geheiliget werde dein Name!“

Weiter hat die Mutter ihr das Gebet noch nicht gelehrt. Sie sollte zuerst das Eine begreifen und erfassen, denn gerade diese eine Bitte umschließt Alles für die Kindlein, welche in ihrer ungetrübten Unschuld noch leben im Reiche der Gnade, noch unbewußt den Willen Gottes, gleich Engeln, erfüllen; noch keine Sorgen haben; noch Niemanden beleidigen und von Niemand beleidigt werden; denen die Versuchung noch ferne weilt, zurückgewiesen von der heiligen Taufbeschwörung und damit auch das größte Uebel des Lebens: die Sünde. —

Doch als das dritte Lebensjahr die kleine Louise schon mit heller Fassungsgabe ausgestattet hatte, da begann die Mutter zu ihrem Kinde zu reden von dem lieben Vater im Himmel, zu welchem sie tagtäglich die Hände erhob; und sie begann:

„Louise, droben im Himmel, wo die Engel sind, da wohnt der liebe Gott und er ist dein Vater, dein Himmelvater, ein Vater, der noch viel reichlicher für dich sorgt, als dein Papa es vermag. Er ist reich und kann dir Alles geben, was du brauchst, denn er hat Alles. Er hat dir das Leben gegeben und uns, deine Eltern. Er will dir auch alles Gute schenken, denn er hat dich lieb, besonders, wenn du recht gut bist und ihn auch lieb hast. — Weil er uns Alles geben kann, und Alles geben will, darum sollen wir ihn auch um Alles bitten, das heißt:

beten, und sollen ihn für das, was er uns beschert, lieben, verehren, lobpreisen, und also seinen Namen heiligen. Darum sagen wir mit erhobenen Händen, mit Mund und Herz:

Vater unser, der du bist in dem Himmel! Geheiliget werde dein Name!" —

Auf diese Weise belehrte die Mutter ihr Kind. Louise nahm sich dieß zu Herzen und sprach den Namen Gottes stets mit heiliger Ehrfurcht aus. Aber auch seine Eigenschaften lernte sie immer mehr erkennen.

Wenn sie mit der Mutter im Garten und im Felde lustwandelte, und die liebe, schöne Welt betrachtete, und sich an allen Geschöpfen erfreute, dann hörte sie, daß alles dieses Gott gemacht habe, und bewunderte seine Allmacht. Wenn sie die Blümlein pflückte und ihren Duft einsog, dann sagte ihr die Mutter, wie Gott die Welt so schön gemacht habe, um uns zu beglücken, — und Louise dankte ihm für seine Vatergüte. Wenn aber das Mädchen im kindlichen Leichtsinne nicht gut, sondern böse war, dann erhob die Mutter den Finger und sprach: „Louischen, der liebe Gott sieht dich, denn er ist überall, im Himmel und auf Erden;" — und ein heiliger Schauer erfüllte das Kinderherz vor Gottes Allgegenwart; — doch die Mutter fügte noch bei: „Wenn du böse bist, dann bestraft dich Gott, denn er verabscheuet

das Böse, — wenn du aber gut bist, dann belohnt er dich, denn er liebet das Gute, er ist heilig und gerecht, und thut Jedem, wie ihm gebührt. Da betete Louise Gottes Heiligkeit an und zitterte vor seiner Gerechtigkeit.

So lernte das Kind Gottes Wesen, seine Eigenschaften erkennen, die ja seinen Namen ausmachen, und die alle in herrlicher Klarheit vor uns stehen müssen, wenn wir beten: „Geheiliget werde dein Name!"

O schönstes Lehramt auf Erden, du erster, mütterlicher Unterricht von Gott! Wie schlägst du so feste Wurzeln im menschlichen Herzen! Sie sind darin so fest verzweigt und verschlungen, daß kein Erdensturm, nicht Leiden, nicht Schmerzen, selbst nicht der furchtbare Nordhauch der Sünde, den Baum des Glaubens, der daraus erwächst, auszureißen vermögen. O, ihr Mütter alle, die ihr dieses leset, freuet euch über euern großen herrlichen Beruf! Ihr Kinder alle! horchet auf der Mutter Lehren vom lieben Gott im Himmel! Lauschet auf jedes Wort ihrer Lippen, und schließet es ein in die junge Seele; sie ist ein gutes Erdreich; und der Saame des frommen Wortes wird darin aufgehen und Wurzel fassen; die Blume des Gebetes wird daraus erblühen; sie wird wachsen und zu einem Baume werden, — zu einem Baume des Glaubens, mit seinen herrlichen Früchten: Gottvertrauen und Tugend. —

Louise hat auf die Lehre der Mutter treulich gehorcht. Sie wurde ein frommes, gutes Mädchen, an welchem Gott, die Eltern und alle Menschen Freude haben. Thut das Gleiche, dann werdet auch ihr zu Lieblingen Gottes und der Menschen. —

Zu uns komme dein Reich!



Zu uns komme dein Reich!

O du friedliches, einiges Familienleben! sey tausendmal gepriesen und gegrüßet! Was gleicht dem Glücke, das du uns bietest? Wie selig strahlt das väterliche Auge; wie milde lächelt der mütterliche Mund, wenn die lieben, guten Kinder um sie im Kreise stehen, lernen, spielen, oder, gleich den Epheuzweigen, sich ranken um das großelterliche Herz. Die Eltern schauen in ihren Kindern sich selber wieder und wallen, von Erinnerung geführt, auf's Neue durch ihre herrlichen Jugendtage. Das Eis des Alters schmilzt im Herzen der Großmutter, wenn die warme Sonne der Enkelliebe darauf scheint. Gleich wie der Wald in dunkler Nacht

durch die leuchtenden Glühwürmlein gleichsam zum Elfenreiche wird, so schimmert auch der düstre Abend des Lebens, wenn die Enkelschaar durch ihn kreiset.

Glücklich ist der König in Mitte seines Volkes, das ihn liebt als Landesvater, und selig blickt er auf sein Reich. Aber am wonnigsten herrschet der Vater in dem engen, einigen Reiche seiner Familie.

O ihr Feste, die ihr hier gefeiert werdet, wie strahlt ihr noch hinein in die späten Jahre, und so oft die Erinnerung zu euch zurückkehrt, schmilzt das Herz in seliger Wonne. Doch von allen Festen, die wir je gefeiert, prangt keines so himmlisch, als wie das Weihnachtsfest!

Kommet her, ihr Kinder! ich lade euch ein, solch ein Familienfest mit zu feiern. — In der Kinderstube eingeschlossen sitzen drei Geschwister, und Allen wird die Zeit sehr, sehr lang. Es ist erst vier Uhr Nachmittag.

„Wird es denn heute gar nicht mehr dunkel werden!" ruft Karl ganz ungeduldig. „Sonst ist der Abend gleich da, wenn man ihn nicht braucht; und heute, wo man ihn haben möchte, bleibt er ewig aus."

„Sey doch auch nur ein wenig geduldig, Karl!" mahnt die verständige Lina, „sonst fliegt das Christkindchen noch gar vorbei

und will nichts von dir wissen. Kannst du denn nicht spielen, statt dessen du müssig herumstehst?" Lina hat nämlich das Strickzeug in der Hand, und thut sich nicht wenig auf diesen Fleiß zu gut; aber sie wirft eine Masche nach der andern hinunter, denn in ihrem Herzen pocht es ebenso sehnsüchtig, wie in Karls. Sie läßt es sich jedoch nicht anmerken, denn die Mutter hat ihr die Aufsicht über die kleinern Geschwister übergeben und sie ermahnt, hübsch vernünftig zu seyn.

Lottchen seufzt auch und sagt:

„Am besten hat es der kleine Stephan; der liegt in seinem Bettchen und schläft. Lina, weckst du mich gewiß? aber gewiß? dann schlafe ich auch ein wenig."

Lina verspricht es ihr; Lottchen setzt sich auf das Schemelchen, legt die beiden Aermchen und dann den Kopf darauf und möchte wohl gerne schlafen; aber sie wendet sich unruhig her und hin; der Schlaf kommt nicht, das kleine Herz ist gar zu sehnsüchtig.

Lina zählt jeden Glockenschlag und verkündet es den Geschwistern. Endlich ist es ganz dunkel geworden; sie sind mäuschenstill; sie horchen, sie nehmen sich bei der Hand, sie halten sich für den schönen Augenblick, welcher nun bald kommen muß, bereit, und kaum, daß sie sich zu athmen getrauen.

Und nun klingelt es im schönen Zimmer des Hauses; man

hört Schritte; die Thüre geht auf; die Mutter eilt herein und nimmt die Kinder an die Hand; jetzt strömt ein Meer von Lichterglanz ihnen entgegen und der liebe, herrliche Christbaum steht vor ihnen.

Gleich wie von einer Fessel umschlungen und gehalten stehen die drei Kinder da. Es ist ihnen, als seyen sie plötzlich in ein anderes Land, wohl gar in das Himmelreich versetzt. Es ist ihnen, als sänge der goldne Engel, welcher über dem Baume schwebt, das Gloria, wie die Engel in jener heiligen Nacht auf dem Felde; denn in diesem Augenblicke vernehmen sie die Töne eines Liedes:

Sey gegrüßet, Jesulein!
Uns zu tausendmalen.
Kehrest wieder bei uns ein
Mit des Lichtes Strahlen.

Aber liegst so dürftig hier,
Wie kein Kind auf Erden;
Dennoch sollen wir von Dir
Reich beschenket werden.

Du, der hehre Gottessohn,
Bist herabgestiegen,
Hast verlassen Deinen Thron,
Hier auf Stroh zu liegen.

Um zu bringen Glück und Huld
Für die Menschenherzen;
Um zu tilgen uns're Schuld
Mit den eignen Schmerzen.

Um in unser Herz und Ohr
Einst Dein Wort zu gießen,
Und des Himmelreiches Thor
Wieder aufzuschließen.

Liebes, liebes Jesulein,
Dank sey Dir gegeben!
Führ' uns auch in Himmel ein
Einst nach diesem Leben. —

Aber die Musik ist nicht Täuschung, sie ist Wirklichkeit. Aus dem anstoßenden Zimmer schweben die milden Accorde herein und bewegen jede Seele zu frommer Andacht und Rührung. Nun verstummen sie und der Vater erscheint, den kleinen Stephan auf dem Arme tragend. Jetzt erst löst sich die Freude aus den Herzen und strömt aus in lautem, unsäglichem Jubel.

Karlchen springt umher und schlägt die Hände zusammen, aber er weilt nirgends, er ist bald da, bald dort, denn er weiß gar nicht, was ihm am besten gefällt. Lina hingegen beschaut sich ganz vernünftig Eins nach dem Andern, sinnend, was wohl ihr gehören möge, bis doch die Kindlichkeit siegt, und sie die

große Puppe an's Herz drückt. Lottchen hat bereits das Wägelchen in Besitz genommen und ist schon mitten im Spielen. Der kleine Stephan streckt die Aermchen nach den Lichtern und den guten Sachen auf dem Christbaume aus. Endlich hat die Mutter die Gaben vertheilt und die Kinder sind im Besitze ihres köstlichen Reichthums.

Allmählig ist es stiller geworden; Alle haben sich um den Lehnstuhl geschaart, wo die liebe Großmutter sitzt, um ihr die schönen Sachen zu zeigen. Ihr Herz freut sich gar sehr mit den Enkeln, denn es sind ja gute, folgsame Kinder, wie das Christkind sie liebt. Wie sie Alles bewundert hat, geht erst eine neue Freude an; denn sie nimmt das große Bibelbuch mit den Bildern hervor. Aller Augen blicken darauf und Aller Ohren horchen und lauschen in andächtiger Stimmung. Großmütterlein liest von jener heiligen Nacht, in der das Jesuskindlein in die Welt kam und in der Krippe lag; dann schließt sie das heilige Buch und spricht:

„Nicht wahr, meine lieben Kinder! das ist ein schönes Fest, und im Leben hat man vielerlei Freuden? Aber noch viel, viel schöner ist es im Himmelreich, wo Gott und die Engelein wohnen. Wir möchten Alle hineinkommen; aber nur der liebe Heiland kann uns hinein führen. Darum ist er einst als ein kleines Kind vom Himmel herab gestiegen, ist in die Welt gekommen, hat uns

gelehrt, wie wir seyn müssen, und hat uns endlich am Kreuze mit seinem kostbaren Blute und seinem schmerzlichen Tode zu seinem Eigenthum erkauft; und das Alles nur, um uns in das Himmelreich zu führen. Am heutigen Tage vor achtzehnhundert Jahren hat er dieses sein Reich uns eröffnet. Darum ist das heutige Fest ein gar so freudenreiches. Der schöne Baum mit dem Schimmer der Lichtlein soll euch das herrliche Reich andeuten, um das wir im Vaterunser täglich beten:

„Zukomme uns dein Reich!"

Wißt ihr aber, Kinder! was Jesus von euch verlangt, das ihr thun müsset, damit er euch hineinführen kann? Ihr müßt so fromm, so unschuldig seyn, wie er als Kind euch ein Beispiel gegeben hat. Euer Herz muß schon hienieden einem Himmelreiche gleichen; es muß seyn voll Liebe zu Gott, voll Demuth, Unschuld, Friede und Seligkeit. Dann, meine Kinder! hat Jesus Christus Wohlgefallen an euch, und dann wird er eure Bitte:

„Zukomme uns dein Reich!"

mit Freude erfüllen."

Die Großmutter schloß ihre Rede. In dem Auge jedes Kindes stand eine Thräne der Rührung. Sie küßten der Großmutter und den Eltern die Hand und versprachen feierlich, recht fromme Kinder zu seyn; dann knieten sie nieder zum Nachtgebete,

und noch nie zuvor hatten sie das Vaterunser mit solch inniger Frömmigkeit gebetet, wie diesesmal.

Und nun gingen sie zu Bette. Bald umfing sie der Schlummer; aber das liebe Jesuskind wob süße Träume in ihren Schlaf. Es war ihnen, als ob der Himmel sich ihnen erschlossen habe, und als ob sie die Engelein singen hörten:

„Ehre sey Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind." —

Als aber der Morgen wieder zu leuchten begann, da erwachten sie mit dem Bewußtseyn einer seligen Freude. Sie begrüßten mit Jubel auf's Neue die schönen Gaben, dankten herzinnig dafür, und als sie nun am schönen Weihnachtsfeste in dem Gotteshause vor der Krippe knieten, lobten und priesen sie im Gebete das liebe Jesuskind für die unendliche Gnade seiner Menschwerdung, durch welche wir mit frommer Zuversicht beten können:

„Zukomme uns dein Reich!"

Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden!



Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden!

I.

Es ist ein kleines Dörflein, in das ich euch führe, meine Lieben! und ich bitte, tretet mit mir in sein kleinstes Haus, welches am Ende des Dorfes steht. Darin lebt eine Wittwe mit ihren zwei Kindern Georg und Anna. Sie sind sehr, sehr arm; denn selbst das Häuslein ist nicht ihr Eigenthum, sie bewohnen es als Miethsleute. Aber wie unrichtig ist der Gedanke, welcher ekeln Schmutz und Armuth zusammenreimt! denn hier ist Alles reinlich, Alles sauber, vom rosigen Gesicht der Kinder, bis zum tiefinnersten Gedanken derselben; von der niedrigen Schwelle des

Häuschens, bis zum dunkeln Bodenkämmerlein. Das liebe Gotteswort und das helle, klare Wasser thun Wunder in dieser Armuth, und sie beide sind es, die hier Alles so rein machen.

Aber das kahle Stüblein ist doch nicht ohne Schmuck; es ist nur ein Einziger, doch übertrifft er jede Zier der Erde: ein einfach gezimmertes Kreuz hängt an der Wand. Das Kreuz ist der Spiegel des Hauses; und dieser Spiegel zeigt klar und treu, zeigt jeden verborgenen Fehler der Seele. Dahinein schauen Mutter und Kinder tagtäglich; darum sind ihre Herzen gar so rein.

Rosig und blühend leuchten die beiden Kindergesichter; denn bis daher hat ihnen wenigstens das tägliche Stücklein Brod nicht gefehlt, und in der Kindheit blühen die Rosen der Wangen auch ohne andere Zuthat. Aber bleich und hager ist das mütterliche Antlitz. Die Jahre, die Sorgen, die Entbehrung und die Krankheit, sie alle sind als kalter Nordhauch darüber hingezogen. Doch aus den Augen leuchten Gottvertrauen und stille Ergebung in den höhern Willen.

Es war immer eine arme Familie gewesen, selbst als der Vater noch lebte; aber als dieser krank wurde und dahin siechte und starb, und als das Häuslein abbrannte, da war es noch viel trauriger. Doch die fromme Wittwe sagte gleich Hiob: „Der Herr hat es gegeben; der Herr hat es genommen; der Name des

Herren sey gepriesen!" — Sie legte nicht die Hände in den Schoos, sondern arbeitete, nähte, spann, ging auf Taglohn in das Feld hinaus und ernährte sich und ihre Kinder ärmlich aber ehrlich. — Anna und Georg mußten mit ihren schwachen Kräften dazu helfen; Letzterer diente dem Hirten des Dorfes als Hüterknabe; Erstere bewachte da und dort die kleinen Kinder, wenn die Eltern bei der Arbeit waren, trug Wasser, machte Gänge in die Stadt und war dienstbar, wo sie nur konnte.

Die arme Mutter war nun nicht im Stande, ihre Kinder so fleißig in die Schule zu schicken, als sie gerne gemocht hätte: im Lesen, Schreiben und Rechnen war sie selbst keine Meisterin; aber Eine Kenntniß hatte sie von Grund aus inne, und Ein Buch konnte sie selbst mit geschlossenen Augen lesen: die Liebe Gottes und das heilige Kreuz mit seiner stummen Leidensgeschichte dort an der Wand. Diese höchste, segenbringende Wissenschaft versäumte sie nicht, früh Morgens und spät Abends ihren Kindern in's Herz zu prägen.

So wie manche Familie bei dem allergeringsten körperlichen Leiden zum Arzte eilt, ebenso wendete sich diese auch bei dem kleinsten Anliegen zu dem großen, allmächtigen Arzte im Himmel, zum lieben Gott. Georg und Anna besaßen ein so kindlich frommes Vertrauen, daß sie Alles, was sie wünschten, Alles, was

sie schmerzte, und war es nur die Krankheit eines Vögeleins, zum lieben Himmelvater trugen. Es war rührend, wie die unschuldigen Kleinen daknieten und mit, vom Vertrauen glänzenden Augen, zum Himmel blickten. O, der liebe Gott hörte auf sie und lächelte ihnen gar oft in der Erfüllung ihrer Bitte zu; denn er hat ein mitleidiges Herz; ihm ist nichts zu klein und nichts zu groß, und er pflegt gerne das reine fromme Vertrauen. Die Mutter störte sie darin nicht, und wenn sie heimlich über die kindlichen Bitten lächelte, so war es ein Lächeln der Freude und des Segens. Sie sagte zu sich selbst:

„Mit den Jahren wachsen die jetzt so kleinen Sorgen; ich will ihr kindliches Gottvertrauen nicht stören, damit es auch wachse und sie tröste, wenn der große Schmerz heranzieht. Es ist ja der einzige Reichthum, den ich ihnen geben kann.“ —

O, die mütterlichen Anliegen waren schon größer, und der liebe Gott hatte in diesem Hause auch noch auf andere, als diese Kindergebete, zu achten. Wenn Georg und Anna längst schon auf dem harten Bette schlummerten, wachte die Mutter, und rief ihre geheimen Bitten zum Himmel hinauf, Bitten, welche sie vor den Kindern geheim halten wollte, um ihre Heiterkeit nicht zu trüben. Diese Gebete lauteten:

„O Gott! sey du der Vater dieser Waisen, wenn du mich hinwegrufst von ihnen!“ —

Ein Gebet aber verrichteten sie täglich gemeinsam: das heilige Vaterunser.

„Vater unser, der du bist in dem Himmel! Geheiliget werde dein Name! Zu uns komme dein Reich! Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden. — Dein Wille geschehe!“ wiederholte die Mutter jedesmal, hielt in einer langen Pause inne, und fuhr dann in dem Gebete fort bis zu Ende.

„Warum, Mutter,“ fragte Anna, „warum betest du die dritte Bitte immer zweimal? Warum hältst du immer darnach inne? Warum, Mutter? — Sag es mir.“

„Warum? mein Kind!“ wiederholte die Mutter, sinnend, welche Erklärung sie ihrer Tochter geben solle.

Anna blickte mit gespannter Aufmerksamkeit in ihre Augen, als wolle sie darin die Gedanken lesen.

„Weil,“ fuhr die Mutter fort, „weil wir den lieben Gott um Vieles bitten, was er nicht erhören kann, da es nicht zu unserm Heile wäre, und da es nicht in seinem weisen Rathschlusse liegt; und weil, — merke wohl auf, Anna! — weil ich dabei bitte, Gott solle uns ein zufriedenes Herz verleihen, wenn er nicht thut, was wir erflehen. — Verstehst du mich, Anna?“

„Nein, Mutter, — sage es mir noch einmal," entgegnet das Mädchen.

„Hast du mich nicht auch schon oft um Etwas gebeten, mein Kind, und ich habe deine Bitte nicht erfüllt?"

Anna nickt bejahend.

„Und warum habe ich nicht gethan, was du wolltest?"

„Weil es nicht gut für mich gewesen wäre;" entgegnete Anna rasch.

„Und wie warst du denn, wenn ich dir deine Bitte abschlug?"

„Mutter, verzeih! ich machte ein unmuthiges Gesicht."

„Aber, Kind, was thatest du, wenn du gut warst? oder was hättest du stets thun sollen?"

„Ich war zufrieden oder hätte immer zufrieden seyn sollen," sagte Anna treuherzig.

„Nun sieh, Anna! — Viel besser, als ich es einsehen kann, was zu unserm Nutzen oder Schaden ist, sieht es der liebe Gott ein, denn er schaut in die Zukunft. Darum erfüllt er nicht stets unsere Bitten, und darum hat er uns gelehrt zu beten: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden." Und Jesus hat uns das schönste Beispiel gegeben; denn er selbst betete auf dem Oelberge: „Vater, nicht mein Wille geschehe, sondern der Deinige!" — Doch weil es uns so schwer fällt, dies einzu-

sehen und unser Herz zufrieden zu machen, mit dem Leiden, das er uns schickt, bete ich, und bete ich zweimal: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden.“ — Und dann halte ich inne und danke Gott im Stillen, daß er schon oft meinen Willen nicht gethan hat, sondern den Seinigen.“

Das Auge der Mutter glänzte von einer Thräne, und ihr liebes Gesicht war so wehmüthig, daß selbst Anna diesen Ausdruck verstand und die Mutter gerührten Herzens küßte.

Dann fuhr die Mutter fort:

„Anna, du bist bald ein großes Mädchen, und du wirst besser, als dein Bruder, verstehen, was ich dir noch zu sagen habe. — Willst du mir etwas versprechen?“

Anna nickte bejahend unter Thränen.

„Verspreche mir mein Kind, immer, immer, auch wenn ich es dir nicht mehr sagen kann....“ und die Mutter hielt inne und schöpfte mühsam Athem aus der beengten Brust, — „immer, wenn du traurig bist, dieser Stunde zu gedenken, und zu beten, wie ich dir gelehrt habe. Und verspreche mir, wenn du so traurig bist, daß du nicht laut beten kannst vor Thränen, doch im tiefsten Herzen diese Bitte zu sagen, und auch deinen Bruder dazu anzuleiten.“

Anna legte gelobend ihre Hand in die der Mutter. Sie war

sehr traurig; ach! und sie wußte erst noch nicht, was dieselbe damit meinte. Doch bald sollte sie dies erfahren.

Im Gärtlein draußen stand ein großer Rosenstrauch, denn die Blumen sind für die Armen wie für die Reichen. — Es war Frühling und er hatte kaum Blätter gewonnen, als die Mutter schwer erkrankte. Die übrigen Blümlein wurden immer frischer, und die Wangen der Mutter immer bleicher; die Blätter des Rosenstrauchs malten sich immer dunkler, die Hand der Mutter ward immer welker; endlich trug der Strauch Knospen, und sie sprangen auf in purpurrothem Schimmer; die Mutter legte das Haupt auf das Kissen, und als die Knospen sich zu Rosen entfaltet hatten, — war die Lebensfarbe in der Mutter Antlitz erloschen, ihr Herz im Tode gebrochen, und das Jenseits hatte den entfesselten Geist aufgenommen. „Dein Wille geschehe!" waren die letzten Worte, welche ihre Lippen hauchten; dann fiel der brechende Blick auf ihre Kinder, dann auf das Kreuz, — und dann war Alles aus. —

Und nun war die Stunde gekommen, auf welche die Mutter hingedeutet hatte, wo Anna in tiefem Schmerze keine Worte fand, um dies Gebet zu sprechen. Aber sie gedachte ihrer. Sie nahm den laut weinenden Bruder an die Hand, zog ihn mit sich auf die Knie und betete tief innerlich, was ihr die Mutter geheißen hatte.

Drei Tage darauf war das Bett der Mutter leer, das Häuslein verschlossen; die Mutter lag draußen im Kirchhofe tief eingegraben für ewig. An dem einfachen Kreuze hingen zum Kranze verschlungen alle Blumen des Gärtleins, und der blühende Rosenstrauch war auf den kleinen Todtenhügel verpflanzt. Die beiden Kinder hatten ihre armen Habseligkeiten in ein Bündelchen gepackt und gingen noch einmal mit einander zum Grabe der Mutter. Anna kniete nieder, legte ein Abschiedssträußlein darauf; Georg drückte sein Käppchen an's Herz, als sollte das laut pochende Ding darunter zur Ruhe kommen, und nun beteten die Kinder mit schluchzender Stimme:

„Dein Wille geschehe! Dein Wille geschehe! wie im Himmel, also auch auf Erden!"

und Beide verstanden jetzt, wie nie zuvor, die Bedeutung dieser Bitte. Nun erheben sie sich; sie sinken einander in innigster Geschwisterliebe an das Herz, denn sie fühlen, was sie in Zukunft einander seyn müssen; aber sie wissen auch, der, zu dem sie oft gerufen hatten:

„Vater unser, der du bist in dem Himmel!"

habe sein Vateramt nicht vergessen und barmherzige Menschen zu ihnen geschickt.

Dort, das kleine Häuschen am Gottesacker, wo der Küster

wohnt, ist nun Annas neue Heimath; und der Hirte des Dorfes, auch ein armer Mann, wird Georgs Pflegevater. Dieser sagte zu seinem Weibe:

„Wir haben freilich selbst Kinder; aber eben, weil wir Kinder haben, wissen wir, wie es ist, wenn Kinder ohne Eltern sind. Was meinst du? Wir nehmen den Georg zu uns, — er ist ein guter, fleißiger, gehorsamer Knabe, und Gott kann uns das tägliche Brod, das wir ihm geben, so gut vermehren, wie er damals in der Wüste gethan hat; und er wird, wenn wir sterben sollten, auch unsern Kindern durchhelfen. Und sein gutes, barmherziges Weib sagte: ja. —

So feierten die Waisenkinder am Grabe der Mutter den doppelt schweren Abschied, gestärkt durch das heilige Gebet.

„Jedes Jahr an diesem Tage, wo man die Mutter hier begrub, wollen wir an dieser Stätte hier zusammenkommen und beten, nicht wahr, lieber Georg?" sagte Anna. Und der Bruder reichte der Schwester zu diesem Versprechen die Hand. So schieden die beiden Kinder. —

II.

Jahre sind seit jenem Abschiedstage hingeschwunden. Anna waltete emsig im Hause des alten Küsters, und glich dem Röslein draußen auf der Mutter Grab, welches sie als ihr Gärtlein pflegte, und gar oft mit Thränen begoß. Endlich versiegte dieser innere Quell in dem klaren Freudenschein der Jugend; die Wunde heilte und vernarbte, aber das dankbare Andenken an die theure Mutter blieb. Die Nähe des Grabes war für sie nicht traurig, sondern tröstend. Es kam ihr vor, als ob besonders hier der verklärte Geist der Mutter um sie schwebe. Sie dachte in ihrer kindlichen Einfalt: „Wenn die Heiligen, welche um den Thron Gottes stehen, und in ihrer Liebe, die jenseits noch herrlicher glüht, Theil an unsern Leiden und Freuden nehmen, warum sollte meine gute Mutter, die gewiß im Himmel ist, nicht liebevoll auf ihr Kind hernieder schauen? und warum sollte sie nicht mein Schutzengel seyn?" Oft, wenn sie am Grabe stand und den Rosenstrauch pflegte, war es ihr, als fühle sie die Nähe der lieben Mutter; da wurde ihr Herz so selig; sie sprach mit dem verklärten Geiste, und alle Worte, welche die Mutter einst gesprochen,

fielen ihr dabei ein, und es kam ihr vor, als hörte sie nun dieselben, als seyen sie eben jetzt die Antwort auf ihre Reden.

Georg hatte sein Versprechen treulich gehalten. Die Geschwister sahen sich oft; aber am Begräbnißtage der Mutter war das Grab ihr Zusammenkunftsort, wo sie miteinander in inbrünstiger Liebe das Vaterunser beteten, und von der lieben Mutter sprachen. Zum dritten Male blühte nun der Rosenstrauch auf dem Grabe, und immer näher kam der Tag, wo die beiden Kinder sich wieder daselbst vereinigen sollten.

Zu derselben Zeit hielt ein schöner Reisewagen vor dem kleinen Dorfwirthshause. Zwei Frauen saßen darin und die Eine trug einen Knaben auf ihrem Schooße. Man hob ihn sorgfältig heraus, brachte ihn die Treppe hinauf in das einzige Gaststübchen, und die schöne, prächtige Frau folgte ihnen stillschweigend. Der Knabe legte das Haupt auf die Schulter der Trägerin; denn er war sehr krank. —

Arthur zählte sechs Jahre. Von seinem ersten Lebenstage an war er ein fast erlöschendes Lichtlein, eine kranke Pflanze, die nie zum Blühen gebracht werden konnte, so kostbar auch seine Pflege war und so heiß die Liebe seiner Mutter auch auf ihn niederstrahlte. Diese Mutter, jene bleiche Frau mit dem unglücklichen Gesichte, sah in ihrem einzigen Söhnlein den Abgott ihres

Herzens; er war ihr einziges Glück, ihr Alles auf der Welt; denn auch reiche Leute sind oft sehr arm, weil die Armuth an innerer Freude viel weher thut, als selbst der Hunger. — Sie liebte Niemanden auf Erden, als dieses Kind, und wurde von Niemanden geliebt, als von Arthur; denn sie war stolz und herrisch gegen alle andern Menschen. Mit welch namenlosem Kummer blickte sie in die matten Augen ihres Sohnes! Mit welcher Angst horchte sie auf seinen kurzen Athem, schaute sie auf die immer weißer und durchsichtiger werdenden Wangen! und mit welchem Schauer faßte sie die hagern Händchen, welche oft von Glut brannten. Zu oftmalen des Tages schickte sie nach dem Arzte, blickte dann ängstlich forschend in sein kaltes Gesicht, aus dem sie nichts heraus lesen konnte. All die Kräutlein, die er verordnete, halfen nichts, gar nichts! und den Einen Arzt, der immer helfen kann, der selbst den todten Jüngling zu Nain seiner Mutter wieder lebendig zurückgab, den kannte sie nicht; den hatte die stolze Frau noch nie um Hülfe angerufen. Bisher war ihr Vertrauen bei all ihren Wünschen auf die Macht ihres Geldes begründet gewesen, aber in diesem Falle besaß das goldene Schlüsselein, welches freilich hundert Freudenpforten aufschließt, keinen Zauber. — Rathlos saß die unglückliche Frau an dem Krankenbette ihres Söhnleins, schüttelte mit eigener Hand die

weichen Kissen, zog die seidene Decke über ihn; aber Arthur wälzte sich im Bette und fand keine Ruhe, und seine Mutter rang verzweiflungsvoll die Hände und fand noch weniger Ruhe, als der kranke Knabe.

„Mutter! Mutter! mir ist so weh! muß ich denn sterben?" rief einstmal Arthur, mit weit geöffneten Augen auf sie blickend.

Bei diesen Worten durchzuckte ein schneidendes Weh ihre Seele und sie rief in namenlosem Schrecken:

„Nein, Arthur, mein süßer Knabe, du wirst nicht sterben; du wirst leben, und gesund und blühend und reich und glücklich werden! Nein, nein! mein Kind, du wirst nicht sterben!"

Aber sogleich ließ sie den Arzt rufen; doch seine Wissenschaft war erschöpft; rathlos blickte er in den blauen Aether hinaus. Die Sonne schimmerte gar wunderhold im neuen Frühlinge; die Bäume und Blumen des Gärtleins verkündeten das neue Leben, welches der Lenz in sie goß; ein leiser Zephyrhauch bewegte die Blättlein, und im Grase glitzerte der Thau; Schmetterlinge nippten davon und flogen, wie von Glück und Wonne getragen, von Blüthe zu Blüthe.

Da kam dem rathlosen Mann plötzlich der Gedanke, den kranken Knaben der reichen, lieben Mutter Natur zu übergeben.

Und mit hellem, funkelndem Blicke wandte er sich zu der Dame und sagte:

„Bringen Sie Arthur hinaus auf das Land! der milde Sonnenschein ...."

„Ja, Mutter!" fiel Arthur rasch ein; „bring mich hinaus zum lieben Sonnenschein; der macht mich gewiß gesund. Hier ist es so kalt und so dumpf. O, Mutter, laß einspannen; wir wollen gleich, gleich fort." —

Und auch die Mutter erfaßte diesen Gedanken mit Lebhaftigkeit, und hielt ihn fest als rettenden Anker im Meere des Unglücks. Nun wurde der passendste Ort ausgewählt, ein kleiner, freundlich gelegener Badeort, und in wenigen Tagen fuhren sie mit der Wärterin im eigenen, bequemen Wagen ab. —

Anfangs ging alles herrlich. Arthur freute sich der Veränderung, ließ sein Bettchen täglich an's offne Fenster stellen; sah den Kindern zu, welche in dem Hofe mit den Steinchen spielten, oder zum Gärtchen eilten und sich Kränze wanden; verlangte endlich auch zu ihnen hinab, und man bettete ihn auf eine weiche Rasenbank, wo die schönsten Blümchen umher blühten und dufteten. Die Kinder kamen zu ihm, zuerst schüchtern, dann immer lieber und öfter, denn Arthur war gar sanft und das Leiden hatte sein Herz geduldig gemacht. Es war rührend, wie die abgemagerten

Aermchen nach dem duftigen Blumenkranze langten, und wie verklärt sein bleiches Gesichtchen war, als die Gespielen den bunten Kranz in seine Locken schlangen. Ein leises Roth der Freude stieg auf sein Angesicht; die Mutter hielt es für einen Schimmer aufblühender Gesundheit, und ihr Herz jauchzte in trunkener Freude.

Aber der Himmel überzog sich; Arthur wurde in's Stübchen gebracht, und bald hing auch der innere Glückshimmel seiner Mutter voll Wolken, denn immer rascher zog das Leben fort von dem Kinde, und es schien, als ob mit ihm auch der einzige Engel, welcher bei der reichen Dame weilte, fortzöge; denn ihr Herz wurde von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde finsterer, grollender gegen das Schicksal.

Arthur verlangte fort, nach Hause zu seinem Doktor, und die Mutter konnte diesen ängstlichen Bitten nicht widerstehen. Man bettete den Knaben in den Wagen und verließ den Badeort. Aber als sie unserm stillen Dörflein sich nahten, überfiel ihn eine Todesschwäche nach der andern; man hielt am kleinen Wirthshause und trug Arthur hinein. Noch an demselben Tage schwebte der Todesengel freundlich an dessen Lager und nahm den Geist als neues Engelein mit sich, denn die Leiden hatten der reinen Kinderseele bereits die Flügel angethan, und sie würdig gemacht, einzuziehen in die himmlischen Chöre, wo es keinen Schmerz mehr gibt.

Wer beschreibt den Jammer der einsamen Mutter! Behüte mich Gott, daß ich euch, junge Seelen, denselben ausmale! Behüte euch Gott, daß ihr ihn jemals kennen lernt; und ihr werdet ihn auch nie empfinden, wenn ihr an Gott denkt und zuversichtlich glaubt, daß er euch liebe, und daß alle seine Fügungen, auch die bittersten, Liebe seyen. Falle herab, dunkler Schleier, über dieses Bild vor der Leiche Arthurs, wo die Mutter kniet, aber nicht im Gebete. —

Arthurs irdische Hülle ist hineingesenkt worden in das Grab in dem nämlichen stillen Dorffriedhofe, wo zur selben Stunde vor drei Jahren die Mutter der beiden Kinder, Anna und Georg, eingebettet wurde.

Zwei Bilder entrollen sich nun vor unsern Augen.

Vor dem neuen Grabe liegt, das Gesicht in die Erde gedrückt, das Herz voll Verzweiflung und Anklageworte gegen den Himmel, die reiche Dame. — Vor dem alten Grabe, auf dem die Rosen blühen, denn auch sie haben ihr jährliches Auferstehungsfest gefeiert, stehen Hand in Hand die zwei Waisen: Anna und Georg. In ihren Augen glänzen Thränen: Thränen der Liebe, Thränen des Dankes für die Mutter, — und Thränen des Dankes gegen Gott, der bisher so gnädig für sie gesorgt hatte.

Hand in Hand sinken sie auf die Knie vor dem aufge-

pflanzten Kreuzeszeichen, und beten laut das Vaterunser. „Dein Wille geschehe! Dein Wille geschehe!" wiederholen sie, wie es die Mutter sie gelehrt hatte, und es tönt fast wie ein Triumphgesang.

Da richtet sich dort an dem neuen Grabhügel die einsame Gestalt auf. Es ist, als erwache sie aus einem tiefen, schweren Traume; als wisse sie nicht, wo sie sey. Sie streicht sich die Haare aus dem bleichen, vom Schmerz verzogenen Antlitze; sie schaut umher; sie blickt auf die Kinder, sie horcht auf ihr Gebet; — da auf einmal springt die Pforte ihres lang verschlossenen Herzens, es ist ihr, als ob sie selbst wieder ein Kind sey und wie damals bete; sie stoßt einen lauten Schrei aus; sie zerfließt in einen Strom von Thränen; und nun treten die erschrockenen Kinder zu ihr heran und Anna stützt das sinkende Haupt der Unglücklichen an ihrer mitleidigen, jugendlichen Brust. Eine tiefe Ohnmacht schließt die von Weinen fast erblindeten Augen; aber wie sie aus derselben erwacht, ist das stürmische Herz ruhiger geworden. Auch sie faltet, gleich dem vor ihr stehenden Knaben, die Hände, und läßt sich widerstandlos fortführen in das kleine Häuschen des Küsters.

Bald tritt an Georgs Hand der alte, ehrwürdige Pfarrer herzu, sie zu trösten und aufzurichten. Doch das Gebet der Kinder

und Gottes erbarmende Hülfe haben bereits die große, himmlische Mission beendet. Die stolze, reiche Frau war demüthig und arm geworden, denn sie erkannte ihren bisherigen, traurigen Seelenzustand, und daß nur Gott allein reich und mächtig sey! Sie war aber auch reich geworden; reich an Erkenntniß dessen, was allein tröstet und aufrichtet in der Trübsal dieses Lebens.

Gekräftigt durch diese Erkenntniß ging sie nun mit den beiden Kindern hinaus zu Arthurs Grabe. Dort knieten sie nieder und beteten. Und als die Kinder so inbrünstig flehten: „Dein Wille geschehe!" so stimmte sie mit lautem Tone ein. Sie blickte zum Himmel, und plötzlich war es ihr, als flüstre Arthurs Engelstimme: „Mutter! sieh hier deine Kinder!" — In namenlos inniger Rührung breitete sie die Arme aus — und schloß die Waisen an ihr Herz. Dann geleitete sie dieselben zum Grabe der Mutter, kniete mit ihnen nieder, und gelobte feierlich, eine gute, fromme Mutter zu seyn.

Was sie an jenem Grabhügel gelobte, hat sie treu gehalten. Georg und Anna nahmen gerührten, dankbaren Abschied von dem lieben Friedhofe, von ihren bisherigen Pflegeältern und dem stillen Dörflein. Eine weise, angemessene Erziehung bildete sie zu guten, brauchbaren Menschen. Sie fühlten sich glücklich und beglückten durch ihre dankbare Liebe die neue Pflegemutter, deren fernere

Lebenswege mild erhellt waren, durch den Trost der Religion, welche als ewige Gnadensonne in das Erdenleben herniederstrahlt.

An jedem Jahrestage jener heiligen Stunde auf dem Friedhofe, kehrten sie vereint dahin zurück, — und jedesmal beteten sie mit neu gestärktem Vertrauen auf Gottes weise Führung:

„Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden!"

Gib uns heute unser tägliches Brod!



Gib uns heute unser tägliches Brod!

I.

In seiner kleinen, strohbedeckten Hütte sitzt einsam der greise Vater Meinold; einsam, sage ich, denn sein einziger Gefährte ist Spitz, sein Hund, und obgleich dieser mit echter Hundestreue zu ihm hält, nicht von seiner Seite weicht, traulich knurrt, wenn er ihn streichelt oder zu ihm spricht, Hunger und Noth mit ihm theilt, ohne einem andern Herrn zuzuwedeln; ihn beschützt, soviel er vermag: obgleich also Spitz bei ihm weilt, ist Vater Meinold eben doch einsam und allein mit seinen Gedanken und Sorgen. Beide hat der greise Mann in Ueberfluß.

So, wie jetzt, ist es jedoch nicht immer gewesen. Als Meinold vor vielen Jahren ein kräftiger Mann war, kannte er diese Einsamkeit nicht. Obgleich niemals reich, besaß er dennoch ein tüchtiges Vermögen in seinen zwei starken Armen, seinem hellen Kopfe und seinem wackern Herzen. Das Leben war ihm nicht minder lieb, weil er sich mit diesen drei Gütern durcharbeiten, durchschlagen mußte; im Gegentheile schmeckte ihm das mühsam errungene Brod noch einmal so gut; nie hörte man aus seinem Munde die üblichen Worte: „Das Leben wird mir sauer!" — nein, denn er meinte, das Leben werde ihm durch die Arbeit gerade süß. Es war eine Freude zu sehen, wie der rüstige Mann in Haus und Feld wirthschaftete, alles so muthig und geschickt angriff, dabei lachte und sang, im Felde mit den Vögeln um die Wette pfiff und für Jeden einen frohen Gruß hatte. Wenn er sich dann Abends zu Hause niederließ und sein Pfeiflein rauchte, — fühlte er sein Herz ganz froh und stolz schlagen, und war der glücklichste Mann im Kreise der Seinen. Sein Weib hatte die nämlichen Gesinnungen und seine zwei Knaben, muntere Gesellen, machten es ihm pünktlich nach.

Meinold war ein durchaus praktischer Mann. Diese Eigenschaft mischte sich in alle seine Ansichten, sogar in sein Gebet. Niemals versäumte er, wenn die Abendglocke läutete und die

trauliche Feierstunde sich über das Dörflein senkte, das Käpplein vom Haupte zu ziehen und mit den Seinen das Abendgebet zu verrichten. Wie oft hatte er mit ihnen gebetet:

„Gib uns heute unser tägliches Brod!"

aber es war ihm nie in den Sinn gekommen, im Vertrauen auf diese Bitte die Hände müssig in den Schoos zu legen und zu warten, ob auch nicht für ihn der Himmel sich aufthue und das Manna herabregnen werde. Er übersetzte sich vielmehr diese Bitte also: „Lieber Gott! gib mir Gesundheit, damit ich arbeiten kann; dadurch schenkst du mir ja eben das tägliche Brod." — Was ihm sein Weib vorsetzte, das schmeckte ihm köstlich; nie war er nach guten, ausgesuchten Speisen lüstern. Selbst wenn nur Suppe und Kartoffel auf dem Tisch standen, weil die Mehltruhe und das Geldsäcklein leer waren und sein Weib ihn und die Knaben auf bessere Tage vertröstete, sagte er scherzend:

„Schön röthlich die Kartoffeln sind
Und weiß, wie Alabaster,
Sie sind für Mann und Weib und Kind
Ein echtes Magenpflaster." —

„Nur frisch zugelangt, meine Lieben, haben wir denn nicht sogar mehr als Brod? Und lehrt uns der liebe Gott etwa um Schweinefleisch und andere gute Sachen beten?" —

Selbst einen Nothpfennig, wie er es nannte, wußte er auf die Seite zu schaffen, damit Gott seinetwegen, wenn er in Noth käme, kein Wunder thun müsse, um ihn zu erhalten. Das waren Meinolds Gesinnungen. Für Andere ging nun freilich die Auslegung der vierten Bitte des Vaterunsers schon weiter. —

Sah er einen Greis am Stabe, oder ein armes, gebeugtes Mütterchen, oder einen verlassenen Kranken: dann war Niemand bereitwilliger, als er, zu geben, zu helfen und das letzte Stücklein Brod mit ihm zu theilen. Dann hieß es sogar: „Komm hervor, du Nothpfennig, und lindere die Noth!“ —

Die Jahre zogen in raschem Fluge dahin. Aus den Knaben wurden kräftige Jünglinge, die auf ihren eigenen Füßen stunden, wie man zu sagen pflegt, und sich Bahn durch's Leben brachen. Wilhelm, der ältere, mußte Soldat werden. Das war ein harter Abschied, besonders da die Kriegsfahne wehte und die Trommel in den Kampf rief. Aber den Jügling belebte der Jugendmuth und die Hoffnung auf ein frohes Wiedersehen. Er beugte fromm sein Haupt, um den elterlichen Segen zu empfangen und hielt sich damit gefeit gegen alle feindlichen Kugeln. —

Die Prüfungen sollten auch für Meinold nicht ausbleiben; das Erdenleben selber ist ja eine Prüfungszeit, und nur wer die-

selbe siegreich besteht, kann vertrauend in die Zukunft blicken, welche drüben liegt über der dunklen Brücke: Grab genannt.

Bald blieben die Nachrichten von Wilhelm aus; damit zog manche düstre Wolke über des Vaters Stirne, und manche heiße Thräne brannte in der Mutter Herz. „Lebt er? Geht es ihm wohl? Liegt er gefangen in fremdem Lande? Seufzt er vielleicht gar verlassen und verstümmelt in einem Winkel der Erde? oder umschließt ihn das dunkle Grab, wie so viele Tausende, die blühend fortzogen?“ Und wie man immer das, um was man sich sorgt, am zärtlichsten liebt, so ging es auch hier: die Eltern sehnten sich mit unaussprechlicher Liebe nach ihrem Erstgebornen. Als aber nun gar ihr zweiter Sohn Anselm einem hitzigen Fieber erlag, da mußten die schwer geprüften Eltern allen Christenmuth zusammen nehmen, um nicht zu verzagen. Doch die körperlichen Kräfte der Mutter reichten nicht aus; in einem Jahre ruhte sie neben Anselm in dem engen Hause von wenig Brettern, tief im Schooße der Erde. —

Der Schmerz hatte Meinolds Haare gebleicht. Silberweiß hingen sie von der Schläfe hernieder, klagender, als eine Trauerweide. — Die Krankheit seiner Lieben hatte zu Allem hin den ersparten Nothpfennig aufgezehrt, und so sitzt er nun da, arm, verlassen, einsam in der strohbedeckten Hütte, mit seinem kleinen

Hunde. Das war Alles, was ihm verblieb. Aber er, der im kräftigen, glücklichen Mannesalter so recht gründlich die Bitte des Vaterunsers: „Gib uns heute unser tägliches Brod," — sich auszulegen verstanden hatte, hielt sich nun treu an den Wortlaut und vertraute auf Gott, der die Raben nährt und die Lilien kleidet; der die Israeliten in der Wüste erhielt und mit dem Himmelsbrode speiste und den einsamen Propheten Elias am Bache Karith so väterlich versorgte. Gott aber läßt Keinen zu Schanden werden, der ihm vertraut. —

II.

Nicht weit von Meinolds Heimath liegt eine kleine Stadt. Es ist ein freundlicher Ort, umgeben von Alleen und Gärten, an welche sich einzelne Landhäuser reihen. Eines dieser Häuser hat ein gar stattliches Aussehen. Es ist keineswegs ein Palast, sondern ein echt bürgerliches Haus mit behäbigem Aussehen. Man sieht ihm die Wohlhabenheit an allen Ecken und von allen Seiten an. Nichts daran ist schmutzig oder vernachlässigt, Alles im besten

Stande; ich glaube, im ganzen Haus fehlt kein einziger Nagel; nicht Eine Fensterscheibe ist trübe oder zerschlagen; kein Schloß ist rostig; die rauhe Zeit hat keinen Spalt in die Mauer gegraben. Herr Erhard, dem es gehört, hat ein offenes Auge für den kleinsten Fehl und Gott braucht nicht in die Mauerspalten grüne Zweiglein zu pflanzen, um der säumigen Menschenhand nachzuhelfen; Herr Erhard ist des lieben Gottes treuester Geselle und weiß, daß dieser seine Welt gerne schön hat, sonst würde nicht Alles, was aus seiner Hand hervorging, so prächtig seyn. —

Doch nicht allein in selbstsüchtigen Gedanken schaut Herr Erhard so wacker auf sein kleines Besitzthum. Er ist ein echter Menschenfreund und ein treuer Verwalter des Vermögens, das Gott in seine Hand gelegt hat. Vor dem Hause befindet sich ein gar heimliches Plätzchen, welches davon Zeugniß gibt. Es wird von allen Leuten nur „der Armenstein" genannt. Das ist ein steinernes Bänkchen, da, wo die kalte Mauer des Hauses endet und der Gartenzaun beginnt; wo die liebe Sonne so recht hell und warm hereinschauen kann, ohne zu versengen; denn es steht gerade so, daß die Mauer noch Schatten webt, nur nicht zu viel. Gerade dieses Plätzchen steht in seiner besondern Obhut. Er ist besorgt, daß es munter aussieht, daß grünes Epheugewinde und allerlei Schlingpflanzen es zieren; daß Blumen ringsum sprießen

und ein Rosenstrauch es begrenzt. Der gute Mann will die Blumen nicht für sich allein haben; darum hat er ganz daneben an der Mauer ein zierliches Brettchen befestigt, wo in Töpfen die Kinder der Flora auf die Gäste des Bänkchens herniederlächeln und ein freundliches „Willkommen!“ bieten.

Nun sollte man meinen, das Bänkchen würde niemals leer; aber dem ist nicht so. Herrn Erhards Gesinnungen sind in der ganzen Umgegend bekannt. Man weiß, er liebt die Armen und Unglücklichen, denen Gott selbst diese Prüfung auferlegt hat, als seine Brüder; aber er ist streng und unbeugsam gegen die Armuth des Müssiggangs, welche den Mund aufsperrt, damit Gott und Menschen sie füttere. Darum bleibt „der Armenstein“ immer verschont von müssigem Gesindel. Doch mancher müde Greis, manches hungrige Mütterlein, mancher kranke Handwerksbursche hat schon daselbst geruht und Hülfe und Tröstung gefunden.

Herr Erhard denkt und spricht und handelt also:

„Auf mehrfache Weise erfüllt der liebe Gott sein Ernährer-Amt. Er spendet der Natur Kräfte und Segen, um die Menschen zu ernähren. Er gibt den Gliedern des Leibes Stärke und Geschicklichkeit, dem Geist seine Gedanken, dem Herzen den muntern Schlag, um den Lebensbedarf zu erwerben. Er hat aber auch die Wohlhabenden und Reichen zu seinen Almosenieren bestimmt.

Die Menschen hat er zu Brüdern unter einander gemacht, so daß Einer für den Andern bestellt ist. Darum ermahnt er uns durch das Wort des Apostels: „Lasset uns nicht mit Worten, nicht mit der Zunge, sondern mit der That und Wahrheit lieben."

Von diesen Gesinnungen geleitet, hat Herr Erhard den Armenstein errichtet. Alles in seinem Hause war von demselben Geiste erfüllt, von seinen Kindern angefangen bis zu Rosa, der fünfzehnjährigen Waise, dem Namen nach eine kleine Dienerin, in der That aber Frau Erhards Pflegling.

III.

Ein prächtiger Junimorgen war zur Erde herabgeschwebt. Der blühende Flieder schwankte im milden Zephyr und durchwürzte die Luft um das Dörflein. Tulpe und Aurikel prangten in um so schönern Farben, als ihnen der Duft mangelte. Der große Lindenbaum war mit Blüthen übersät und die Vögel sangen in tausendfacher Weise das herrliche Conzert der Natur.

Das gibt zusammen eine echte Stärkung für das Alter und

ein Morgen ganz in der verjüngten Schöpfung macht das träge Blut in den Adern wieder rascher fließen, und macht das Herz, von vielen Sorgen und Leiden ermattet, wieder lebensmuthiger schlagen.

So dachte auch der greise Vater Meinold. Er legte sein braunes Käpplein auf's Silberhaar, zog seine beste Jacke an, nahm den Stock zur Hand, rief seinem treuen Spitz, und begab sich, ohne Frühstück, auf den Weg. Er hatte kein bestimmtes Ziel und gedachte nur hinauszuwandern auf die Felder der Nachbarn, um sich an ihren reichen Hoffnungen zu erfreuen und Gott in seiner Schöpfung zu loben und zu preisen, daß er wieder in so reicher Fülle das Brod wachsen läßt. —

Langsam schritt er dahin. Die Luft that ihm so wohl, daß er sich ordentlich wieder verjüngt fühlte. Sein Hündchen umwedelte ihn munter, lief voraus, dann zurück, jagte den Vögelein und Mücken nach und ergötzte durch seine Sprünge den einsamen Mann. Endlich aber fühlte sich Meinold müde und schwach; die alten Beine und der leere Magen verlangten nach Ruhe und Erquickung. Nicht weit vor ihm lag das Städtchen und Herrn Erhards stattliches Haus winkte ihm freundlich zu. Er kannte den Armenstein gar wohl und hatte schon oft daselbst geruht, geachtet und geehrt von Allen im Hause. Er, der in seinen kräftigen Mannesjahren

so rastlos gearbeitet, und den Schwachen und Armen von seinem Brode gereicht hatte, schämte sich nicht, in seinem Alter von Andern eine Gabe anzunehmen, sondern ertrug auch diese Prüfung mit Ergebenheit und Demuth.

Er nahte sich also dem Hause, setzte sich auf den Armenstein, rief seinen Hund zu sich, stützte die Arme auf den Knotenstock, senkte das Haupt darauf und ruhte von seinem langen Frühlingsgange aus. Schon schloßen sich seine Augen im Schlummer, als leise Schritte, welche aus dem Hause kamen, ihn aufstörten. Es war Rosa, die sich ihm mit einer Schüssel voll warmer Suppe nahte. Mit einem Segensblicke begrüßte er das Mädchen, streckte die Hand aus und sein hungriges Hündchen setzte sich auf die Hinterpfoten und flehte auch um seinen Antheil.

Und nun erquickte sich Meinold, indem er lächelnd zu seinem Hunde sprach:

„Warte nur, Alter! Meinst du, ich werde dich vergessen? Beileibe nicht! So, leg dich hübsch nieder.“

Spitz legte sich gehorsam zu seinen Füßen, richtete aber unverwandt das Auge auf seinen Herrn. Endlich hatte dieser den Hunger gestillt und Spitz seinen Antheil erhalten. —

Rosa entfernte sich mit der leeren Schüssel, Meinold aber stützte sich wieder auf seinen Stock, flüsterte ein „Vergelt's Gott!“

und war bald in einen Halbschlummer gesunken. Alter Mann! weben sich keine süßen Bilder in deine Träume? Treten keine längst entschwundenen Gestalten vor deinen Geist? — Klingen nicht traute, wohlbekannte Töne in dein Ohr? Alter, einsamer Mann! erwache! dort auf der Straße wirbeln hastige Schritte den Staub auf. Erwache!

Vater Meinold mochte etwa ein halbes Stündchen geruht haben, als die Melodie eines Reiterliedes ihn weckte. Er blickte auf und gewahrte einen Reisenden, welcher fröhlich singend die Straße zog. Sein Gesicht war dunkel gebräunt, aber ein lebensfroher Ausdruck spielte um die Augen; es war eine selige Hoffnung darin zu lesen, welche auch die bereits müden Schritte zu beschleunigen schien. Um seinen Mund kräuselte sich ein dichter, schwarzer Schnurrbart, der mit der Lockenfülle des Hauptes wetteiferte. Auf dem bestaubten Rocke prangte das Ehrenzeichen des Kriegers, und in der ganzen Haltung gab sich der militärische Anstand zu erkennen. —

Als der Fremde des Hauses ansichtig wurde, leuchtete sein Blick noch einmal so hell auf, — wahrscheinlich brachte das Haus alte Erinnerungen in's Gedächtniß; — er zögerte, — näherte sich, bog in den Hofraum ein, ließ sein Ränzchen von der Schulter fallen, und trat zum Bänkchen mit den Worten:

„Alter, gibt es da wohl auch noch ein Plätzchen für mich? Ich bin etwas müde und möchte gern mit recht frischen Schritten der lieben, alten Heimath zusteuern.“ —

Bei diesen Worten, bei dem Klange dieser Stimme blickte Vater Meinold rasch auf; ein glühendes Roth stieg auf seine fahlen Wangen, er schaute nochmal hin, fuhr über die Augen, zitterte an allen Gliedern, — endlich aber breitete er die Arme aus und rief mit der unnachahmlichen Innigkeit eines Vaters:

„Wilhelm! mein Wilhelm! bist Du es wirklich! mein Kind! mein einziger Sohn! mein Alles auf der Welt!“ —

Ja, es war Wilhelm, der seit vielen Jahren verschollene Sohn des einsamen Mannes.“

Mit einer stürmischen Freude hatte Wilhelm diese Worte gehört und den Vater erkannt. Er stürzte nieder auf die Knie, umfing des Vaters Füße, sprang auf, sank an dessen Brust, schlang die Arme um ihn, küßte seine Hände und rief immer nur: „Vater! Vater! lieber, lieber Vater! Hab ich dich wieder! O Vater, wie hab ich mich auf diesen Augenblick gefreut!“ —

Nun aber tauchten plötzlich vor ihm, wie aus einem Traume, die Worte auf:

„Mein Kind! mein einziger Sohn! mein Alles auf der Welt!“ —

Er löste sich aus der innigen Umarmung, und frug mit gedämpfter Stimme:

„Und die Mutter?"

„Todt!"

„Und Anselm, mein Bruder?"

„Todt!"

Da war Wilhelm still geworden, wie ein krankes Kind. Er drückte das Gesicht in die beiden Hände, schluchzte laut und durch die Finger tröpfelten die heißen Zähren einer starken Mannesbrust herab. Stumm legte er das Haupt an die Brust seines Vaters und hielt daselbst eine schmerzliche, tiefbewegte Todtenfeier.

Längst nicht mehr waren die Beiden allein. Erhard, seine Frau und seine Kinder hatten sich zu ihnen gesellt und Alles mitgefühlt, was in Ueberraschung, Freude, Wonne und Schmerz in raschem Wechsel vorübergezogen war. Und nun trat Herr Erhard zwischen sie, streckte beide Hände aus und rief:

„O kommt, tretet herein in mein Haus! feiert hier mit uns das Wiedersehen! Laßt die Todten ruhen; sie blicken gewiß selig auf euch hernieder. Kommt, Vater Meinold! und ihr, Wilhelm, kennt ihr mich nicht mehr?"

Wilhelm erhob das verweinte Antlitz, bot ihm die Hand, lächelte ihm ein freundliches Erkennen zu und Vater und Sohn ließen sich

hineinführen in die große, gemüthliche Wohnstube. Dort setzte man den Greis in den weichgepolsterten Lehnstuhl; Wilhelm saß daneben, hielt des Vaters Hand, und blickte ihn voll stummer Rührung an.

Herr Erhard weckte ihn aus seiner schmerzlichen Betrachtung des väterlichen Silberhaares und sprach: „Und nun, Wilhelm, erzählt uns, wie es Euch in diesen langen **10** Jahren ergangen ist."

Wilhelm drückte leise des Vaters Hand und begann, indem er im Kreise umher schaute:

„Meine Geschichte ist kurz und bald erzählt: Wie ihr wißt, folgte ich meiner Fahne, die Trommel wirbelte zum Krieg und bald auch zur blutigen Schlacht in Feindesland. Ein hitziger Kampf begann, wir wehrten uns tapfer, — ich kam im Gefechte an die Seite meines Generals, — ein tüchtiger Säbelhieb war für ihn gemünzt; da riß ich mein Roß herum, um ihn zu decken, — was liegt an dem Leben eines so armen Kerls, wie ich! dachte ich — mein General war gerettet, aber der Säbel hatte gut getroffen, und einen Augenblick meinte ich, mein Kopf sey entzwei; dann aber meinte ich gar nichts mehr, ich sank bewußtlos vom Pferde. Als ich erwachte, war es im feindlichen Lager und ich ein Kriegsgefangener. Lange litt ich an meiner Wunde und noch länger dauerte meine Gefangenschaft, bis ich endlich Gelegenheit fand zu entkommen, was ich euch später Alles ausführlich erzählen werde.

Damals zog es mich sehnsüchtig heim in das Vaterhaus. Aber ich befand mich in einem höchst erbärmlichen Zustande. Ich malte mir den Schrecken der Meinigen aus, wenn ich so heimkehrte, und ich hatte mir das Wiedersehen oft so schön vorgestellt. Mein jugendlicher Stolz empörte sich gegen solch eine Heimkehr. — Ich bezwang meine Sehnsucht, beschloß, mein Glück auf's Neue zu versuchen, denn immer noch loderte die Kriegesflamme, ließ mich unter einem andern Namen in einem andern Regimente anwerben, und so kam es, daß alle eure Nachforschungen fruchtlos blieben. —

„Das Glück war mir günstig, wir hatten gute Kriegsbeute gemacht, und als nun der Friede geschlossen wurde, nahm ich meinen Abschied und kehrte in die Heimath zurück. Doch zuvor wollte ich noch einen kleinen, fröhlichen Streifzug am schönen Rheine machen, ehe ich für immer mich im stillen Dorfe zur Ruhe setzte. —

„Auf meiner Reise kam ich in ein Dorf, welches ein prächtiges Schloß zierte. Ich besah mir dasselbe und als ich neugierig im Hofraume stand, wer tritt aus dem Thore? Niemand anders, als mein alter General, der inzwischen auch seinen Abschied genommen hatte und auf seine Güter zurückgekehrt war. Aber wie tief rührte es mich, als der edle Mann auf mich zueilte,

mir die Hand drückte, ja, mich in die Arme schloß und seinen Lebensretter nannte, den er lange vergebens gesucht habe. Er nahm mich mit sich in das Schloß, stellte mich den Seinigen vor, und forderte sie Alle zur Dankbarkeit gegen mich auf. —

„Da mußte ich nun bleiben, viele Tage und Wochen; ja, er wollte mich gar nicht mehr fortziehen lassen. Aber die Sehnsucht nach der Heimath brannte mächtig in mir; ich sagte es meinem General, — still drückte er mir die Hand, hieß mich ziehen und legte beim Abschiede eine Brieftasche mit einer reichen Summe in meine Hände. — Ich war so gerührt, daß ich fast geblieben wäre; aber: „Vater, Mutter, Bruder!" — dieser Gedanke zuckte durch mein Herz, ich riß mich los, marschirte lustig und voll Hoffnung weiter, und da bin ich nun!" —

Bei diesen Worten sprang er auf, schloß den Vater nochmal in die Arme und drückte Allen im Kreise die Hände. —

Jetzt trat Herr Erhard auf die Seite und auf einen Wink wurden Gläser, eine Flasche alten Rheinweins nebst Speisen gebracht. Erhard entkorkte die Flasche, schenkte die Gläser voll, erhob das Eine und sprach:

„Freunde! stoßt an auf ein fröhliches Wiedersehen! auf ein herzliches Willkommen!" —

„Ja, Willkommen!" — sagte Vater Meinold. „Aber be-

vor wir es Dir bieten, mein Sohn! sey dem gedankt, der Dich in der Schlacht behütete und Dich gesund und glücklich in meine Arme zurückgeführt hat."

Und der Greis nahm sein Käppchen vom Haupte, blickte zum Himmel, sprach ein stilles Gebet, Alle neigten sich und stimmten in ihren dankerfüllten Gemüthern ein.

Und nun klangen die Gläser und gaben guten Ton, als riefen sie auch ihr Willkommen! —

Noch eine Weile saßen die freudigen Menschen beisammen; dann aber stützte sich Meinold auf seines Sohnes Arm; sie nahmen Abschied, und nach einer Stunde hielt Wilhelm seinen Einzug in der kleinen Hütte seiner Kindheit und Knabenjahre. —

Welch zwei glückliche Menschen umschloß das niedre Strohdach! Aber bald führte Wilhelm den Vater in ein stattliches Haus, das er sich gekauft hatte; — alle Noth war zu Ende und ein neues Leben begann. — Die Bitte des Vaterunsers:

„Gib uns heute unser tägliches Brod!" — welche noch vor so kurzer Zeit zitternd von Meinold's Lippe gequollen war, klang jetzt wie ein Loblied; denn er blickte dabei auf den wackern Sohn, die Stütze seines Alters, den Trost seines Lebens und rief:

„O Gott, du bist groß und deine Güte währet ewiglich!" —

Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern!



Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern!

Herr Freidorf war ein glücklicher Mann. Gott hatte ihn mit irdischem Gut gesegnet, nicht in überströmender Fülle, nicht mit Reichthum, sondern mit Wohlhabenheit. Sein kleines Landgut trug überall Spuren dieses Segens, aber es gab auch Zeugniß, daß er dem lieben Gott treulich an die Hand gehe und mit eignem regem Fleiße dazu helfe. Er begehrte nicht, daß Gott mit seinem Sonnenscheine ganz allein die Aecker und Wiesen und den Garten pflege, sondern half dazu mit bestem Wissen und rastloser Mühe, trieb Knechte und Mägde dazu an, sah überall nach und war bald in Feld und Garten, bald in Hof und Stall. Seine Arbeitsleute thaten das ihrige mit Freuden, denn ihr Herr

war ein guter Herr, der nicht nur auf sich selbst, sondern auch auf ihr Wohl Bedacht nahm. Es mußte auf seinem Gute Alles in Ordnung gehen; gerade diese Ordnung that den Dienstboten selbst so wohl; der Friede um sie her machte ihnen das Haus lieb und zur Heimath; sie waren fröhlich und fröhlichen Leuten gelingt die Arbeit doppelt gut, weil sie dieselbe gerne thun.

War Herr Freidorf nun ein guter, sorgsamer Gebieter in Feld, Garten, Hof und Stall, so war auch seine Frau eine eben so umsichtige Gebieterin in den engeren Räumen des Hauses. Keine Küche, keine Milchkammer, keine Stube, kein Kasten, konnten geordneter seyn, als die ihren, und es war selbst für die Fremden eine Freude, dahinein zu schauen. Jeder Dienstbote weilte gerne in diesem Haushalte; mußte Eines aus irgend einem Umstande daraus scheiden, so war es immer ein thränenreicher Abschied, der Allen nahe ging; denn Jedes gehörte zum Hause, als echter Haushalte. Nicht nur das äußere Band: Arbeit, Lohn und Verpflegung, verknüpfte sie, sondern das Band echter Bruderliebe.

Herr Freidorf mit seiner Gattin übten noch die alte, gute Sitte: sie achteten auch auf das innere Leben ihrer Untergebenen. Jedes kam mit seinem Anliegen zu ihnen, sich Rath oder Beistand zu holen; Jedes trug seine Freuden, seine Hoffnungen und Leiden

zu dem edlen Paare; Jedes ehrte die Ermahnungen, Zurechtweisungen und Rathschläge, die es empfing, denn Jedes war überzeugt, daß man es gut mit ihm meine, und daß Gott durch die fromme Herrschaft spreche; und an jedem Abend wurde das Band von Neuem geknüpft durch das gemeinschaftliche Gebet. Wenn Herr Freidorf so fromm, so deutlich, so langsam betete:

„Vater unser, der du bist in dem Himmel!“ —

so fühlte Jedes: Ein gemeinsamer Vater walte über ihm, und ein gemeinsames Band umschlinge sie Alle. Herr Freidorf las in den Herzen seiner Zugehörigen, weil er echte Menschenliebe besaß, die einen klaren Blick für diese Schrift verleiht, und weil sie ja selbst ihm das Herz zu oftmalen erschlossen hatten.

Wußte er nun, daß Eines unter ihnen gerade ein besonderes Anliegen in der Brust trage, so betete er die Bitte des Vaterunsers, welche sich darauf bezog, besonders langsam und innig; denn dieses heilige Gebet umfaßt alle Bedürfnisse des Menschen; wie getröstet fand sich nicht Jedes dadurch, wo es fühlte: „Alle gedenken nun deiner, und flehen zu Gott um Hülfe für dein Leid.“ Das Vaterunser war in diesem Hause auf solche Weise zu jener Bedeutung erhoben, welche der Heiland ihm geben wollte, als er es, beim Abschiede von den Seinen, ihnen zum beständigen Troste

lehrte, und die es überall haben sollte. Wenn nun Herr Freidorf und seine Gattin so sorgsam ihren Haushalt und ihre Untergebenen behüteten und pflegten, wie konnte es anders seyn, als daß sie den Einen großen Reichthum, den Einen Segen des Himmels, welcher jeden andern übertrifft, — ihr liebes, kleines Kinderpaar, — mit besonderer Liebe und Sorgfalt pflegten?

Sie besaßen ein Mädchen und einen Knaben, Beide im Alter kaum zwei Jahre auseinander. Das Mädchen war die ältere und hieß Frieda; der Knabe hieß Joseph. —

Wie schon erwähnt, war der Vater ein guter Landwirth, der auf den lieben Gott und die Natur vertraute und die letztere unterstützte, wo es von Nöthen schien. Denselben Grundsatz befolgte er auch bei der Kindererziehung. Er hemmte nicht die freie, kindliche Entwicklung, sondern war auf jeden eigenthümlichen Zug, der sich in dem jungen Wesen hervorthat, aufmerksam. Er sagte oft zu seiner Frau: „Die angebornen Eigenschaften sind noch keine Untugenden; sie können nur, und auch die besten, dazu werden, wenn man sie ausarten läßt. Aus Gottes Hand geht nur Gutes hervor; an uns ist es, dieses Gute zu pflegen, und zu sorgen, daß z. B. der Hang zur Sparsamkeit nicht zum Geiz, die Lebhaftigkeit nicht zur Heftigkeit, der frohe, leichte Sinn nicht zum Leichtsinn, die sanfte Ruhe nicht zur Trägheit werde, wozu die

Jedem anklebende menschliche Schwäche und der Hang zur Sünde so leicht verleitet."

Auf diese Weise entfalteten sich die beiden Kinder mit all ihren angebornen Eigenthümlichkeiten ganz ungehemmt, und als Frieda neun und Joseph sieben Jahre zählten, zeigte sich eine große Verschiedenheit in dem Wesen der beiden Kinder. Wir wollen dieselbe näher betrachten, da unsere kleine Geschichte doch mit ihnen besonders zu thun hat. —

Frieda besaß ungemein viele Talente, eine rasche Fassungsgabe und dabei viel Liebe zum Lernen, welche sich auch auf etwas Neugierde gründete. Aber eben weil ihr Geist sehr hell war und sich das Verständniß rasch erschloß, glich er nicht selten dem Schmetterlinge, welcher von einer Blume zur andern schwebt und überall ein klein wenig mitnimmt. Frieda liebte es, in kindlicher Eitelkeit mit ihren Kenntnissen zu glänzen, wozu ihr die eben beschriebene Art gerade dienlich wurde. Sie hatte einen leichten, frohen Sinn, liebte den Scherz, neckte gern, schmiegte sich an jedes Geschöpf, das ihr freundlich entgegenkam, und hatte für Jeden ein gewinnendes Wort. Ihr lebhaftes Wesen ließ sie selten mit Bedachtsamkeit handeln; dieses führte nun freilich zu manch kleiner Unbesonnenheit, sogar zu manchem Unrechte; aber sie hatte die innere Beruhigung: böse war es nicht gemeint; — sie bat

um Verzeihung, und weil sie Niemanden grollen konnte, dachte sie nicht daran, daß man ihr grollen könne. —

Joseph war nun gerade das Gegentheil von Frieda. Er war ein ernster, gesetzter Junge, still und meist in sich gekehrt. Er besaß Verstand, aber kein Genie; er mußte nachdenken, nachforschen, grübeln, bis das Verständniß sich ihm erschlossen hatte; dann aber saß es in dem jungen Kopf wie ein festgewurzeltes Stämmchen. Er wollte Alles von Grund aus wissen, und das: „warum?“ war ein bedeutungsreiches Wort in seinem Wörterbuche. Alles, was er sprach, war zuvor überdacht, und so kam es oft, daß er von etwas redete, was die Andern fast schon vergessen hatten.

Auf diese Weise beleidigte er nicht leicht einen Menschen, konnte es aber auch nicht ertragen, wenn man ihn beleidigte; sein Herz blutete daran lange fort und die erlittene Kränkung ward zum Unkrautsamen, der reichlich wucherte. Auch er war freundlichen Herzens, aber nicht wie bei Frieda, flog dieses Jedem entgegen; er mußte zuvor einen Menschen oft gesehen haben, an ihn gewöhnt seyn, ehe er zutraulich wurde. Seine Gedanken und Empfindungen waren im Herzen, wie in einem Schatzkästchen, eingesperrt; wem er aber das Schlüsselchen dazu gab, dem gehörte dieses ganz, und der besaß auch seine kindlichste Anhänglichkeit.

Besonders war der kleine Mensch von Liebe zu Wahrheit und Rechtlichkeit beseelt; es konnte keinen gewissenhaftern Knaben geben, als Joseph. Darum sprach er stets in sehr bestimmtem Tone sein: „Nein!" — wenn Frieda's Phantasie die Begebenheiten ausmalte.

So verschieden nun die beiden Geschwister waren, so liebten sie einander doch innig, und für Joseph war die ältere Frieda ein wahres Orakel. Dennoch machte sich diese Verschiedenheit einmal auf recht traurige Weise geltend, die ich nun erzählen will.

Die milden Sommerabende vereinten gewöhnlich die kleine Familie auf dem Gartenbänkchen. Der Vater rauchte hier seine Pfeife und ruhte von der Tagesmühe aus. Die beiden Kinder umstanden ihn, erzählten, oder horchten, was Vater und Mutter zu erzählen hatten.

Frieda war in diesen Stunden besonders gesprächig. Sie kramte all ihr Wissen aus, das sie im laufenden Tage aus Büchern, oder aus der Natur gesammelt hatte, und wußte dies sehr wichtig zu machen. Dann aber wurde Joseph immer stiller; er schämte sich vor dieser Gelehrten seiner Unwissenheit. Sein braves Herz war des Neides unfähig; aber ganz leise tauchte doch ein fast wehmüthiges Gefühl in der jungen Seele auf, wenn er sah, wie der Vater auf sie horchte, und wenn er selbst so gar nichts zu

sagen wußte. Der Vater nun zollte seiner kleinen Tochter nicht die volle Bewunderung, wie ihr bescheidenes Brüderlein. Er lächelte zwar heiter dazu, schüttelte aber auch das Haupt und sagte:

„Mädchen! Mädchen! Du bist eine kleine Schwätzerin, eine Vielwisserin, die sich etwas darauf einbildet, und im Grunde doch nichts weiß. Ich sehe schon, ich muß Dir ein Buch kaufen, aus dem Du diese Sache gründlich lernen kannst.“ —

Als der Vater einige Tage darauf aus der Stadt geritten kam, brachte er für Frieda eine große Naturgeschichte mit. Frieda verschlang fast dessen Inhalt; der Vater aber bezeichnete ihr alle Morgen ein paar Seiten, die sie lesen und ihm Abends auf dem Gartenbänkchen erzählen sollte. Dieses geschah nun auch, wobei des armen Josephs Beschämung, sowie auch seine Bewunderung vor der klugen Schwester, täglich wuchs.

Nun nahm er sich ernstlich vor, viel zu lernen, recht fleißig zu seyn, und das Alles dem Vater zu lieb, damit dieser auch Freude an ihm haben könne. Frieda's Bücher erschienen ihm von dieser Zeit an als hohe Schätze; kein Goldschmied konnte einen verlangendern Blick auf Edelsteine werfen, als Joseph auf Frieda's Bücher warf.

Joseph besaß ein wunderschönes Bilderbuch, welches das Christkind ihm am letzten Weihnachtsfest gebracht hatte. Alle

Trachten auf der ganzen Erde waren dort abgemalt und zwar mit so gläzenden Farben, daß er sich nie satt daran sehen konnte. Auch Frieda fand großes Wohlgefallen an dem Buche, und sie wünschte nichts sehnlicher, als daß Joseph es ihr leihen möchte, um es bei ihrem nächsten Besuche in der Stadt den dortigen Freundinnen zeigen zu können. Sie bat ihn darum; aber hierin ist er fast ungefällig; er gibt seine Sache niemals gerne her und verschließt sie, wie der Geizige seine Schätze.

„Ja freilich," sagte Frieda neckend, „man könnte Dir etwas davon herabsehen!"

Joseph kann das Necken gar nicht ertragen und entgegnete mit geröthetem Angesichte:

„Nein, herabsehen könnt ihr mir nichts, aber hineinbringen dagegen gar viel, Schmutzflecken, Tinte und weiß Gott, was Alles! Ja, Du könntest es auf dem Wege gar verlieren. Das Buch gehört mir, und wenn Du es ansehen willst, so sieh es mit mir an." —

Auf diese Weise war Frieda zurückgewiesen; aber die listige Kleine gab die Hoffnung nicht auf.

Als eines Abends Frieda den Vater wieder so gut unterhalten, und mit ihm über Thiere, Steine und Pflanzen geplaudert hatte, worüber sie von ihrer Naturgeschichte belehrt worden war,

und Joseph stille und horchend daneben stand, füllten sich seine Augen mit Thränen und er dachte:

„Hätte ich nur dieses Buch, wie wollte ich mich im Lesen üben, und wie wollte ich darin lesen, bis ich Alles, Alles wüßte, und Alles dem Vater erzählen könnte.“

Es war bereits dunkel, sonst hätte der aufmerksame Vater gewiß Josephs Thränen gewahrt. Die Kinder gingen mit einander in's Haus. Joseph trat zu Frieda, und sprach:

„Frieda, gib mir Deine große Naturgeschichte, aus der Du alle die schönen Sachen weißt.“

„Und zu was willst Du meine Naturgeschichte? Du kannst ja kaum fertig lesen, und Du verstehst diese Dinge gar nicht,“ entgegnete die Schwester.

„Ich werde lesen lernen, und ich werde es aufmerksam lesen und gewiß auch verstehen,“ sagte Joseph mit funkelnden Augen, denn sein männlicher Stolz fühlte sich verletzt.

Plötzlich fiel dem klugen Mädchen das Bilderbuch ein. Listig sagte sie:

„Du könntest mir das Buch verderben, oder es gar verlieren. Das Buch gehört mir, und ich behalte es.“

Als Joseph seine eigenen Worte anführen hörte, erröthete er bis über die Ohren, und er schwieg beschämt.

Nun merkte Frieda wohl, wie die Sachen stünden und sagte: „Laß uns einen Tausch machen; gib mir Dein Bilderbuch, und nimm meine Naturgeschichte dafür. Beides nicht gelehnt, sondern als Eigenthum; anders thu ich es nicht. Auch darfst Du die Naturgeschichte nicht einsperren, wie Deine übrigen Bücher; es muß mir erlaubt seyn, darin zu lesen, wenn Du es eben nicht brauchst.“

Joseph schwieg betroffen. Alle die prächtigen Personen und die glänzenden Farben des Buches schimmerten in diesem Augenblicke vor seiner Phantasie; ein schmerzlicher Kampf bewegte sein Inneres; aber des Vaters Wohlgefallen überstrahlte doch die bunten Farben; er seufzte, ging zu seinem Kasten, langte das Bilderbuch hervor, schaute es nicht mehr an, und reichte es abgewendet der Schwester hin. Muntern Sinnes hingegen hüpfte Frieda zum Bücherschranke und brachte ihm dafür die verbrauchte, unansehnliche, nur mit groben Holzschnitten verzierte Naturgeschichte. Der Tausch war geschehen und noch in derselben Stunde saß Joseph vor dem Buche, blätterte und las mühsam, fühlte sich aber hochbeglückt und in seiner eigenen Meinung gehoben. Schon der Besitz eines so gelehrten Buches dünkte ihm ein Fortschritt zu seyn. Tag für Tag war der Knabe in das Buch vertieft. Freilich schimmerten durch die schwarzen Zeilen oft die Farben seines Bilderbuches, besonders wenn er etwas gar nicht

verstehen und begreifen konnte, aber dann fuhr er über die Stirn und vertrieb sich diese Gedanken; und als der Vater ihn einmal bei seinem Studium traf, freundlich lächelte, die Hand auf sein Haupt legte, ihn lobte, ihn ermunterte, ihn sogar überhörte, da war er mit dem Tausche völlig ausgesöhnt und dachte selten mehr mit Sehnsucht an sein Bilderbuch.

Er mochte sein Buch etwa sechs Wochen besessen haben, als die Eltern ihren Kindern einen lang überdachten Entschluß ankündeten: Frieda sollte zur weitern Ausbildung nach wenigen Tagen schon in ein Institut der nächsten Stadt gebracht werden.

Nun war für Joseph eine traurige Zeit gekommen. Alle bisherigen kleinen Streitigkeiten sanken in Vergessenheit, und erst jetzt, wo er sein Schwesterlein verlieren sollte, wußte er, wie herzinnig er sie liebe. Nichts erfreute ihn mehr, selbst sein liebes Buch lag vergessen auf seinem Kasten. Er stand den ganzen Tag vor dem großen Koffer, in welchen man Frieda's Habseligkeiten packte und manche klare Thräne floß von seinen Wangen und legte sich auch hinein in die schwarze Kiste. Aber er schämte sich dieses Zeichens seiner Trauer und schlich endlich fort, da und dort Zerstreuung suchend. Als er aber nirgends die Freude fand, kehrte er in sein einsames Stübchen zu seinem Buche zurück, das ihm nun der einzige Tröster seyn mußte. Wie er aber auch suchte

und suchte — er fand das Buch nicht. Weinend lief er von Einem zum Andern; Niemand hatte es gesehen oder verräumt; endlich kam er auch zur Schwester; sie hörte seine Frage — erschrocken bückte sie sich zum Koffer; — ihr Gesicht war von Purpurglut überzogen; und in demselben Augenblicke gewahrte Joseph das Buch in der Kiste, zur Hälfte unter andern Gegenständen versteckt. Mit einer zornigen Wallung, mit empörtem Gefühle, mit tief verletzter Rechtlichkeitsliebe rief er: „Diebin! hier ist mein Buch! gleich gib es heraus!" —

Obgleich Frieda ihr begangenes Unrecht in diesem Augenblick erkannte und sich innerlich schämte, weigerte sie sich doch, das Buch auszuliefern, gab vor, es im Institute zu gebrauchen, höhnte sein kindisches Bilderbuch, das sie übrigens bereits zu unterst in die Kiste gepackt hatte, und setzte ihre Arbeit fort.

Joseph wandte sich stillschweigend ab, klagte weder bei Vater noch Mutter, welche von diesem Auftritte gar nichts wußten, war aber von diesem Augenblicke an gegen Frieda völlig verändert. Er sprach nicht mehr, spielte nicht mehr mit ihr, vermied jede Zusammenkunft, ihre Abreise rührte ihn nicht mehr, denn er liebte, er achtete sie nicht mehr. Immer nur dachte er: „Sie hat mich hintergangen; sie wußte, daß ich nun allein seyn muß, und doch nahm sie mir das Buch, welches mich so freute!" — und so

oft er dieses dachte, wurde sein Herz von Neuem gegen sie aufgebracht und erbittert. Er ward dadurch unfreundlich und mürrisch gegen Alle und kein Lächeln kam mehr über die rosigen Lippen, kein Freudenschimmer glänzte in den hellen Augen.

Staunend gewahrten die Eltern diese Veränderung. Sie forschten nach, und erfuhren endlich von Frieda selbst die Wahrheit. Diese hatte längst die bitterste Reue über ihre Handlungsweise empfunden; sie nahm die Naturgeschichte aus ihrem Verstecke und legte sie stillschweigend auf Josephs Tischlein. Aber dieser war verhärtet. Er that, als ob er das Buch nicht sähe; er gönnte ihm keinen Blick, und ließ es Tage lang im Staube liegen. Die Feindschaft hatte von der jungen Brust völlig Besitz genommen und alle, alle zarten Regungen erstickt.

Traurig blickten die Eltern auf ihre Kinder, während der Tag der Abreise immer näher heranrückte. „Nur noch zwei Tage seyd ihr beisammen, Kinder!" sprach die Mutter und ließ den traurigen Blick von Einem zum Andern schweifen. Aber nichts half; Joseph wandte sich stillschweigend weg. Der Vater sprach noch nichts; er baute auf das weiche Herz seines Sohnes, und zuerst wollte er ein anderes Wort, ein heiliges Wort an seine Seele sprechen lassen.

Die Nacht war eingebrochen und Alles zum Abendgebete

versammelt. Die Eltern standen mit gefaltenen Händen vor dem Kreuze, ihnen zur Seite die Kinder und im Kreise die Dienstboten. Wie gewöhnlich sprach der Vater das Gebet des Herrn und Alle beteten laut mit ihm. Als er zur fünften Bitte kam, hielt er einen Augenblick inne, dann aber sprach er die folgenden Worte mit gedoppelter Innigkeit:

„Vergib uns unsre Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern!“

und leiser als zuvor, mit zitternder Stimme, und o! mit welch zitterndem, bewegtem Herzen! stimmte Joseph in das Gebet ein; ein Seufzer des Vaters mischte sich hörbar zwischen diese und die nächste Bitte, dann vollendete er das Gebet, und sprach sein: Amen! in einem so segnenden Tone, daß die Umstehenden sich die Augen wischten in tiefer Rührung, denn Jedes wußte die Bedeutung.

Doch am deutlichsten fühlten dieselbe Frieda und Joseph. Letzterer ward von des Vaters Gebet im innersten Herzensgrunde erschüttert; wie gerne wäre er gleich der Schwester um den Hals gefallen! aber sein Stolz war noch nicht gebeugt, er wußte nicht, wie er die Versöhnung einleiten sollte, ohne nicht als ein Abbittender zu erscheinen, — und so legte er sich unruhigen, gequälten Gemüthes zu Bette, wälzte sich unruhig von einer Seite zur andern,

und als endlich der Schlaf seine Augen schloß, raubten böse Träume demselben alle Erquickung. Der Morgen weckte den unglücklichen Knaben schon frühe. Er fürchtete und scheute sich vor den Eltern und der Schwester zu erscheinen, und auch Frieda schlug bei seiner Begegnung die Augen nieder. Beide waren von einem bösen Gewissen gequält; denn es ist fast eben so schlimm, zu zürnen, als zu beleidigen. So verstrich der lange Tag langsam und für Beide sehr traurig.

Der Abend war angebrochen, der letzte Abend vor Frieda's Abreise, und es war ein freundlicher, warmer, duftiger Abend. Ein mildes Lüftchen bewegte die Blätter der Blumen, als wollte es sie in Schlummer wiegen; im Grase schimmerte der Abendthau wie Thränlein, daß die muntere Frieda fortziehe, und in der Luft kreisten die Mückchen, als wollten sie noch einen Abschiedstanz aufführen. Die Tagesarbeit war vollendet, selbst die Gieskanne hatte ihr Werk vollbracht und stand müssig unter Gras und Blumen, die sie begossen, der Vater aber ruhte auf der Bank daneben. Es war ein gar trauliches Plätzchen. Um das graue Gemäuer zogen sich blühende Ranken; der gelbe Goldregen, das treue Immergrün und der anschmiegende Epheu zierten die Stätte; Blumen aller Art durchwürzten die Luft, und dort, wo das steinerne Geländer die Brustwehr bildete, lag die weite Landschaft in

in unnennbarem Gottesfrieden ausgebreitet. Das vergoldete Kreuz des Dorfkirchleins funkelte am blauen Horizonte, und weiße Wölkchen schwebten gleich Engeln darum. Von ferne her hörte man das Geläute der heimkehrenden Heerden, und manches einfache, fromme Hirtenlied tönte melodisch darein.

Wie oft schon hatte der Vater hier die Abendruh gekostet, wie manche selige Stunde im Kreise seiner Familie verlebt! Heute aber war er sehr traurig gestimmt. Frieda sollte ja morgen fortziehen; er sollte für so lange ihr fröhliches Geplauder entbehren, und trotz des nahenden Abschiedes sah er sein Kinderpaar nicht, wie ehedem, in Geschwisterliebe vereinigt; Bruder und Schwester hatten sich noch keinen Blick der Versöhnung gegönnt, und dieses schmerzte ihn noch viel mehr als die bevorstehende Trennung. Es schmerzte ihn ganz besonders, daß das heilige Vaterunser des Knaben Herz noch nicht erweicht hatte. Ach, er wußte nicht, wie dasselbe in heißer Reue schmolz und sich nach dem Schwesterherzen sehnte!

Endlich konnte der Vater dieses nicht mehr ertragen. Er rief Frieda zu sich und dann auch den in der Ferne spielenden Joseph. Beide standen mit gesenkten Augen vor ihm, und Beider Hände ruhten in der Seinen. Und nun begann er:

„Morgen, meine geliebten Kinder! müßt Ihr von einander scheiden! Habt Ihr das auch schon bedacht? Du, Frieda, wirst statt Deines guten Bruders, Deines bisherigen Spielkameraden, in Zukunft fremde Mädchen zu Gespielen haben, welche Dich noch nicht lieben, deren Zuneigung Du erst gewinnen mußt; — und Du, Joseph, wirst nun allein seyn, ganz allein, und wo sonst Frieda sich mit Dir herumtummelte, wirst Du einsam stehen, und vergebens Deine Arme nach ihr ausbreiten. Bisher habt Ihr alle Eure kleinen Leiden, Freuden, Hoffnungen, Pläne und Wünsche mit einander getheilt. Wie oft habe ich Euch in traulichem Geflüster beieinander stehen sehen, und mich darüber gefreut. Nun müßt Ihr das Alles in Eurer Brust verschließen, denn meine liebe Frieda, Du wirst bald erfahren, Fremde sind nicht so theilnehmend, wie Dein Joseph es war, und jetzt erst werdet Ihr es einsehen, welches Glück in dem Besitze eines Bruders oder einer Schwester ist. Fremde *schenken* uns ihre Liebe hie und da, und bisweilen nehmen sie dieselbe auch wieder zurück; Geschwister aber tragen sie schon von Geburt an im Herzen; sie *müssen* einander lieben; Gott und die Natur haben dieses Gefühl in ihre Seelen geschrieben, und wenn sie diesem heiligen Gebote nicht folgen, dann wird Gott sie schwer bestrafen.

O, Kinder! und ich sehe Euch am Scheidetage in Unfrieden und Unfreundlichkeit! Hat Keines von Euch Beiden bedacht, was ich so eben gesagt habe? Willst Du wirklich, mein lieber Joseph, Deiner Schwester zürnen und sie ohne Versöhnung scheiden lassen? Und doch hast Du gestern mit uns gebetet: „Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern."

„Und Du, Frieda! hast Du keine Bitte, keine Reuethräne für Deinen beleidigten Bruder? —"

Der Vater hielt tief bewegt inne; aber noch bewegter waren seine Kinder. Joseph's Haupt ruhte auf seiner Hand und heiße Thränen quollen aus seinen Augen; schon längst hatte er sein Händchen in die ausgestreckte der Schwester gelegt, die vor dem Vater kniete, — und nun konnte er seinen Schmerz gar nicht mehr mäßigen. Da sprang Frieda auf, eilte auf ihn zu, umschlang ihn mit beiden Armen, küßte ihn, und rief immer von Neuem:

„Verzeih mir, o verzeih mir, lieber Joseph!"

Der Vater blickte gerührt auf die Beiden; ein zärtlicher Blick rief sie heran; sie eilten auf seine Knie, umschlangen seinen Hals, und als er sie an's Vaterherz drückte, trat die Mutter herzu, und Alle feierten nun das unnennbare Glück der Versöhnung und des Friedens. Und nun folgt ein wahrhaft seliger Abend. Eines ist

glücklicher, als das Andere. Joseph's Heiterkeit gleicht dem Strome, der lange vom Eise gefesselt, nun im Schimmer der warmen Frühlingssonne frei dahin rauscht; Frieda ist wie von einer schweren Krankheit gesundet, und die Eltern begehen nicht einen Abschied, sondern ein Wiederfinden.

Führe uns nicht in Versuchung!



Führe uns nicht in Versuchung!

I.

Es ist eine schwere Zeit für arme Leute. Die Ernte ist mißrathen, Brod und Kartoffel sind theuer, Alles ist theuer, und doch haben die Kinder nicht weniger Hunger; eben weil sie ihn nie gründlich stillen können, wächst er immer noch an und zehrt den letzten Sparpfennig der armen Eltern auf. Der Taglohn genügt kaum mehr für das tägliche Brod; weil alle Leute mehr Geld brauchen, als ehedem, schmälert sich der Verdienst des Armen mehr und mehr, und so bereitwillig zur Arbeit auch die Hände wären, sie müssen doch oft lässig ruhen, denn Niemand bedarf ihrer, da Niemand bezahlen will. Ja, das ist eine schwere Prü-

fungszeit, und „Herr! führe uns nicht in Versuchung!" betet da mit Recht manche zitternde Lippe.

Diese schwere Zeit wird auch in einem kleinen Taglöhnershäuschen hart gefühlt. Der ehrliche Werner mit seinem Weibe und seinen zwei Kindern wohnt darin, und sie könnten ein Lied davon singen, wenn sie zum Singen nicht zu traurig und bekümmert wären. Doch ihr Vertrauen auf Gott steht felsenfest, es belebt ihre Zuversicht jeden Abend, wenn der Brodkasten leer steht; sie denken an des Herrn Worte:

„Fraget nicht so ängstlich: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns bekleiden? Sehet die Lilien des Feldes; sie arbeiten nicht; sie spinnen nicht; und doch sind sie schöner gekleidet, als Salomon in all seiner Herrlichkeit war." —

Werner hätte so gerne gearbeitet; aber da er oft Tage lang keine Arbeit fand, mußte er wohl doppelt vertrauend sich an die Trostesworte der heiligen Schrift halten. Frau Barbara spann aber desto fleißiger und mancher Schneller Garn hing in ihrer Kammer, den sie als Sparpfennig für die Zeit der Noth betrachtete. Im Gärtchen aber standen die Lilien so aufrecht, als wollten sie den Trostspruch recht eindringlich sagen.

Immer war, trotz aller Noth, die Zeit doch noch durchzu-

machen, und wenn Jakob und Hannchen auch keine Schuhe und keine warmen Kleider hatten, so war doch der Rasen noch weich, die Lüfte wehten noch lind über die Stoppelfelder, nur schwache Vorboten des Herbstes zeigten sich in den Blättern der Bäume, und bis sie alle welk herniedersinken, konnte die arme Familie wohl noch oft beten, und der liebe Gott vermochte aus seiner reichen Schatzkammer auf Erden den Kindern noch manches Kleidchen anzuweisen. „Nur fest vertraut! Auf Gott gebaut!" war des Vaters Wahlspruch. Die Jugend ist gleichsam mit Zuversicht und Unverzagtheit ausgerüstet, und so fühlten auch Jakob und Hannchen noch kein Verzagen trotz der bloßen Füße.

Je mehr die Noth überhand nahm, desto beredter war der Vater mit seinen Ermunterungen. Er sagte sie nicht allein für die Kinder, sondern auch für sich selbst und sein Weib. „Gegen den Winterfrost — so dachte er — schützen warme Kleider; gegen die Armuth und ihre Versuchungen schützen gute Grundsätze. Thut euch auf, junge Herzen! thu dich auf, mein altes! diese Stärkungsmittel einzulassen, damit sie Wohnung darin nehmen!" — Vor Allem suchte er seinen Kindern die Ehrlichkeit, selbst im Kleinsten, einzuprägen. Fremdes Gut sollte ihnen stets ein unantastbares Heiligthum seyn. Er duldete nicht, daß sie ein Blümchen in einem fremden Garten pflückten; ihre Finger durften keinen

herabgefallenen Apfel berühren und jede kleine Spielerei, die Jakob aus der Schule mit nach Hause brachte, mußte zurückgestellt werden, denn — sagte er — die Kinder, welche sie Dir geben, haben selbst noch kein Eigenthum, also nicht das Recht, Etwas zu verschenken, und Du hast also nicht das Recht, von ihnen Etwas anzunehmen."

So wuchsen Hannchen und Jakob heran in sorgsamer Herzenspflege, in Gottvertrauen und Ehrlichkeit, ein Muster für die ganze Dorfjugend. Die arme Familie ärntete mehr Achtung, als mancher reiche Mann nicht in seinem prächtigen Hause genießt. Denn die wahre Achtung wird nicht ererbt, nicht mit Geld und Gut erkauft, sondern sie muß erworben werden, und wer sie erwarb, dem müssen selbst seine Feinde, sogar gegen ihren Willen, sie spenden. —

Die Lilien im Gärtlein waren längst verwelkt und es blühten bereits die Astern, diese Blumen der Todten, welche der liebe Gott zum Allerseelenschmucke spendet. Die Bäume standen fast kahl, und statt des grünen Rasenschmuckes trug die Erde die herabgefallenen rothen und gelben Herbstblätter. Der Storch hatte sein Nest verlassen, um ein wärmeres Land zu suchen, und durch das leere Nest pfiff der kalte Herbstwind. Die Gärten standen meist abgewelkt, nur in den Treibhäusern und Prunkgemächern der Reichen

prangte noch der Blumenflor. Jakob's Füße waren immer noch bloß, und Hannchen trug an Werktagen bereits schon die Sonntagsschuhe. Die Mutter spann immer fleißiger und zählte öfters als sonst ihren kleinen Vorrath in der Kammer; Hannchen ging ihr immer tüchtiger an die Hand und besorgte die Haushaltung, damit die Mutter bei der Arbeit bleiben konnte. Der Vater bemühte sich immer sorglicher um Arbeit, und wenn er keine fand, ging er mit Jakob in den Wald, das dürre Reisig zu sammeln, um Holzvorrath für den Winter zu haben. Statt der Abendsuppe aßen die Kinder ein Stücklein Brod und gingen früher, als sonst zu Bette, um den Hunger zu verschlafen, und des Morgens fiel das Stücklein Brod immer kleiner aus. Die Kartoffel wurden von der Mutter sorgfältig in den Topf gezählt, und jede Woche verminderte sich auch wohl die Anzahl. Das Gebet dauerte immer ein wenig länger, denn mancher fromme, tröstende Bibelspruch wurde eingeschaltet:

„Alle Augen warten auf Dich, o Herr! Du gibst ihnen Speise zur rechten Zeit. Du thuest Deine Hand auf, und segnest Alles, was da lebt, mit Segen."

„Vom Himmel blicket Jehova; Er sieht alle Menschenkinder. Das Auge Jehova's sieht auf die, so ihn fürchten und auf seine

Barmherzigkeit harren, zu retten vom Tode ihre Seelen, und sie zu ernähren bei Hunger."

Der Vater hatte noch nie eines seiner Kinder hinausgeschickt, um nach Almosen zu gehen; er wollte nicht, daß sie das erbettelte Brod kosten lernten; nicht aus Stolz, sondern weil dies so gerne die Arbeitslust tödtet. —

Eines Tages, als die Noth auf's Höchste gestiegen war, band die Mutter einen Theil des gesponnenen Garns zusammen, legte es in ein Körbchen, ließ die Kinder ihre besten Kleider anziehen, — denn sie verschmähte es, ihre Zuflucht zu dem oft gebrauchten Mittel zu nehmen, durch äußere Aermlichkeit die Reichen zu rühren, — und sprach zu Hannchen:

„Geh zum reichen Fabrikherrn Wohlmuth in die nächste Stadt. Du weißt, seine Frau ist gar gutherzig und hat uns schon öfters Garn abgekauft. Sey recht bescheiden und artig, und bitte sie, das Garn zu nehmen. Sie wird Dir dafür schon bezahlen, was Recht ist. Und Du, Jakob, geleite Deine Schwester, damit sie nicht so allein in das fremde Haus treten muß." — Dann bezeichnete sie die Kleider mit dem heiligen Kreuzzeichen und fügte bei: „Gott sey mit Euch!" —

Die Kinder machten sich auf den Weg und kamen glücklich in der Stadt an. Ein Bedienter stand müssig unter

dem Thorbogen des Hauses, und wies sie freundlich die Treppe hinauf.

Schon beim Eintritte in das Haus hatte Jakob die Augen weit aufgerissen, und wollte die Schwester zurückhalten; denn wie viel gab es nicht hier für den Knaben anzustaunen! Vor Allem gefiel ihm ein großer Rabe, der unangebunden vor seinem allerliebsten Häuschen saß, den Kopf nach ihnen drehte und ganz heimisch aussah.

Als sie durch den langen Gang gingen, in welchen zwei Glasthüren führten, hielt sich Jakob schüchtern an die Schwester und warf nur verstohlene Blicke auf die Bilder, welche von der Wand herabhingen. Endlich gelangten sie zur Zimmerthüre der reichen Frau Wohlmuth, durch welche Hannchen schon manchmal getreten war. Die Thüre war zur Hälfte geöffnet; Hannchen klopfte; sie glaubte ein „Herein!" zu vernehmen, und trat mit Jakob so leise als möglich ein. —

Dem armen Jakob war es nicht anders, als hätte sich vor ihm plötzlich der Himmel erschlossen. So etwas Schönes hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht gesehen. Ein roth seidener Vorhang wallte statt der Thüre hernieder. Die Stühle glänzten in den buntesten Farben, und man sah ihnen an, wie weich und schaukelnd die Sitze seyn mußten. Der Boden selbst war gemalt;

kein großer, schwarzer Ofen verfinsterte das Zimmer, sondern statt seiner prangte daselbst ein weißes Kamin, mit reichen Goldverzierungen, dessen Bestimmung Jakob nur an der milden Wärme erkannte, die von dort her das Zimmer so köstlich durchströmte und zugleich auch süße Wohlgerüche verbreitete. Vor dem Tische stand ein reich gepolsterter Lehnstuhl, der gleichsam seine beiden Arme wie zum Empfang ausstreckte. Der Tisch war mit einem kostbaren Teppiche bedeckt, welcher bis zum Boden reichte; darauf lagen allerlei Herrlichkeiten ausgebreitet, Bücher, Ringe, ein Schmuckkästchen, ja, sogar eine Rolle neuer, funkelnder Geldstücke. In einer goldverzierten Vase schimmerten und dufteten die lieblichsten Blumen, wie Jakob sie noch nie im Sommer gesehen hatte. Der arme Knabe konnte sich nicht enthalten, er mußte einen Schrei der Verwunderung ausstoßen; er mußte näher hinzu treten.

Nun erst gewahrte Hannchen, daß sie ganz allein seyen. Sie erschrack heftig, sie hielt den Bruder zurück, aber er rief:

„Laß mich! laß mich! ich will nur ein ganz klein wenig zum Tische treten. O, sieh nur das viele Geld, damit wäre unsern Eltern auf einmal geholfen! Sieh nur die Ringe und all die schönen Sachen! Ach! nur das Kleinste wenn wir davon hätten!"

Jakob, um Gotteswillen! tritt nicht näher, o, rühre nichts an! Komm, laß uns hinausgehen! wende die Augen ab! denk,

was im Katechismus steht! o komm, bete: „Herr! führe mich nicht in Versuchung!“ So sprach Hannchen in der bittersten Angst ihres braven Herzens; sie umschlang den Bruder, legte ihre Hand auf seine klopfende Brust, und zog ihn mit sich fort in zitternder Heftigkeit, indem sie immer wiederholte: „O, lieber Gott! führe uns nicht in Versuchung!“ —

In diesem Augenblicke öffnete sich eine Tapetenthüre und Frau Wohlmuth trat herein. Es war eine milde, schöne, sanfte Frau ohne Arg; sie kannte unser Hannchen als ein braves Mädchen und rief sie freundlich zurück. Zagend blieben die überraschten Kinder stehen; aber Hannchen sammelte sich, öffnete ihr Körbchen und trug ihre Bitte vor. Dabei blickte sie die gute Frau mit so flehender Miene an, daß diese unmöglich widerstehen konnte, das Garn aus dem Körbchen nahm und sie von der aufgehäuften Geldrolle viel reichlicher bezahlte, als das Garn werth war. Darauf entließ sie die Kinder freundlich, und diese schritten eilig aus dem Hause, durch den entblätterten Wald, dem heimathlichen Dörflein zu, und Jakob konnte gar nicht aufhören, von dem herrlichen Zimmer zu plaudern. Ein liebendes Willkommen begrüßte sie daheim und das überbrachte Geld befreite die Mutter von einer großen Sorge. Es war dies einer der schönsten Tage in dem kindlichen Leben, und die Beiden ahnten nicht im Entferntesten,

daß er einem prächtigen Sommertage gleiche, wo der heitere Himmel sich oft plötzlich mit schweren Wolken überzieht, und der Abend mit einem drohenden Gewitter endet. —

II.

Wir müssen nun die Kinder ein wenig verlassen, und noch einmal in das schöne Haus der Stadt zurückkehren.

Während Jakob und Hannchen vergnügt der Heimath zueilten, saß Frau Wohlmuth in ihrem weichen Lehnstuhle in tiefen Gedanken versunken.

Endlich fuhr sie daraus empor und erinnerte sich, daß es Zeit sey, für eine festliche Gesellschaft Toilette zu machen. Sie klingelte ihrer Zofe, ließ sich die Kleider bringen, vollendete ihren Putz, besah sich im Spiegel und fand Alles in Ordnung. Nur noch die kleine, goldne Uhr fehlte und sie nahm dieselbe hervor, um das feingliedrige, goldne Kettchen einzuhängen. Dieses mußte auf dem Tische liegen, denn dahin hatte sie es vor wenigen Stunden gelegt. Sie suchte unter den zerstreut umher liegenden Gegen=

ständen, warf Alles durch einander, wurde immer hastiger, klingelte nun heftig der Zofe, frug nach dem Kettchen, — es war das letzte Andenken ihrer verstorbenen Mutter und für sie von unschätzbarem Werthe; — aber so sehr auch die Zofe suchte, das Kettchen fand sich nicht vor. Alle Kästen und Kistchen wurden durchwühlt, vergebens! es blieb verschwunden. Die sämmtliche Dienerschaft kam in's Verhör; Herr Wohlmuth selbst erschien und nahm sich der Sache an; Alles umsonst! Plötzlich fiel es wie Schuppen von den Augen der Frau, — die beiden Kinder — ihre Flucht, ihr Erröthen — ihr Zittern, es war klar — sie waren die Diebe.

Doch immer noch schwieg sie; sie vermochte es nicht, den Verdacht auszusprechen. Da stieg aber jener unvergeßliche Augenblick aus der Vergangenheit hervor, in welchem die gute, selige Mutter ihr das Kettchen um den Hals geschlungen und sie geküßt hatte; Thränen traten in ihre Augen, und nun äußerte plötzlich der Bediente den so natürlichen Verdacht, ob nicht am Ende die armen Dorfkinder das Kettchen entwendet hätten, und zögernd stimmte Frau Wohlmuth diesem Argwohn bei.

Ihr Gatte war zwar ein guter aber heftiger Mann, der sie schon oft wegen ihrer Milde gegen „das Bettelvolk" getadelt hatte.

Gleich war er nun Feuer und Flamme, schwur, die Sache selbst zu untersuchen, und rief:

„Da haben wir's! Ohne Zweifel sind sie die Diebe. Das Volk will nichts arbeiten; da wird gejammert und gewinselt, die Reichen anzubetteln, zu betrügen und zu bestehlen. Aber ich will ein Beispiel aufstellen, daß ihnen dieses für die Zukunft in meinem Hause wenigstens vergeht! Augenblicklich geh ich zum Gerichte und dringe auf Untersuchung."

Keine Bitte der fast besänftigten Frau konnte ihn zurückhalten; er nahm Hut und Stock und eilte fort.

Als der Abend herannahte, war bereits der so heitere Glückshimmel der Taglöhnersfamilie mit dunklen Wolken überzogen.

Mischten sich keine finsteren Bilder in die Träume der Kinder? O nein! ihr Gewissen war ja so fleckenlos, wie frischgefallener Schnee, und ihr Engelein, welcher Hannchens Gebet:

„Führe uns nicht in Versuchung!"

zu Gott getragen hatte, wehte mit seinen Flügeln ihnen holde Bilder zu. Als der Morgen aus dem Osten leuchtete und die Kinder aus dem Bette stiegen, war es ein böser oder glücklicher Tag, der für sie anbrach? —

Wie können wir Menschen dieses wissen? Aus Freuden ent-

keimen oft Schmerzen, und aus Schmerzen erblühen auch Freuden. Wenn aber das Herz sich in die Vaterhände Gottes legt, dann wird Alles gut: denn auch Leiden gehören zum Glücke, und geht diese Glückessaat nicht immer schon hienieden auf, so doch gewiß jenseits. Gott fügt es nicht immer, wie wir denken, denn er fügt es besser, als wir jemals hofften.

„Glaub nur feste,
Daß das Beste
Ueber dich beschlossen sey!
Bleibt dein Wille
Nur fein stille,
Wirst du alles Kummers frei.“ —

Es war ein lieblicher Herbstmorgen. Die Sonne lächelte rings die Schöpfung an und in Werners Häuschen lächelte auch eine kleine Sonne: Hannchens freundliches Mädchengesicht. Es war allerliebst anzusehen, wie sie sich geschäftig im Häuschen herumtrieb, das Stübchen kehrte, es aufwusch, in die angezündeten Reisigbüschel blies, daß die rothen Bäckchen aufschwollen und im Widerscheine des Feuers glühten, die Suppe kochte und dann am Brunnen draußen sich selbst und Alles so rein und blank rieb, wie neugeschaffen.

Endlich war Alles in Ordnung, der Vater bereits außer

dem Hause, denn er hatte Arbeit gefunden; die Mutter saß wieder am Spinnrädchen und drehte mit neuem, frischem Muthe das schnurrende Rädchen; Jakob und Hannchen richteten sich zurecht, um im Walde Reisig zu sammeln, und wollten sich eben von der Mutter verabschieden, als Hannchen verwundert ausrief:

„Schau nur, Mutter! da kommen Stadtleute und Gerichtsdiener; was sie wohl suchen? wohin sie wohl gehen?"

Alle drei schauten verwundert zum Fenster hinaus. Doch wie erhöhte sich ihr Erstaunen, als die Männer sich näherten und unter ihre eigene Hausthüre traten. Sogleich ging ihnen die Mutter entgegen, und die Kinder folgten ihr mit der unbefangensten Weise.

Als der vornehmste darunter in's Zimmer trat und die ahnungslose Familie mit verwunderten Mienen vor sich stehen sah, wußte er kaum, wie er die Untersuchung einleiten sollte.

Die Unschuld sprach hier ihr stilles und doch so mächtiges Wort, und es war dem Richter, als sey er selbst der Angeklagte, als vernehme er die Worte: „Was brichst du ein in unser ehrliches, häusliches Leben, um den hier waltenden Gottesfrieden zu stören?"

Doch die Verdachtsgründe waren zu sprechend, er mußte seine Pflicht thun, und begann, indem er sich an die Mutter wandte:

„Ihr schicktet gestern Eure Kinder in die Stadt, um Garn zu verkaufen?"

„Ja, Euer Gnaden," antwortetete die Frau mit einer tiefen Verbeugung. Die Frau eines reichen Fabrikherrn, Namens Wohlmuth, nahm es den Kindern ab und gab ihnen dafür drei Gulden."

„Haben sie sonst nichts mitgebracht? Sprecht die Wahrheit, Frau."

Mit verwundertem Gesichte antwortete sie: „Nein, Euer Gnaden; sie lieferten mir das Geld ungewechselt ein." — Die gute Frau verstand den versteckten Sinn dieser Frage gar nicht, weil sie die fleckenlose Ehrlichkeit ihrer Kinder kannte.

„Und wo ist Euer Mann?" frug der Richter weiter. „Warum ist er in so früher Morgenstunde nicht mehr da?"

„Er ist in die Stadt gegangen, um Holz zu hauen; aber ich kann Euer Gnaden wirklich nicht sagen, wie die Herrschaft heißt."

Da verfinsterte sich im Mißtrauen das Gesicht des Richters; er schüttelte das Haupt, gab dem Gerichtsdiener einen leisen Auftrag, der sich sogleich entfernte, und wandte sich an die Kinder, welche mit gespannten Mienen an seinem Antlitze hingen.

„Und ihr habt also die Frau Wohlmuth angetroffen? War sie in ihrem Zimmer?"

„Nein,“ fiel Hannchen ein, ein glühendes Roth färbte plötzlich ihre Wangen; ihr Herz pochte ahnungsvoll, denn sie gedachte der einsamen Minuten im prächtigen Zimmer. „Nein,“ sprach sie, „Frau Wohlmuth war nicht daselbst;“ und sie stockte.

„Nun, fahre weiter, Mädchen; ihr habt also auf sie gewartet?“

Hannchen hatte sich gesammelt und erzählte offen und kühn: „Wir haben auf sie gewartet, und Jakob war so verwundert über alle die schönen Sachen, die umher lagen, daß ich ihn gar nicht weiter bringen konnte, — und er sah immer wieder hin, und als ich ihn fortzog, stand plötzlich Frau Wohlmuth vor uns.“

Da wandte sich der Richter rasch zum Knaben und rief mit lauter Stimme:

„Und Du hast die goldene Kette gestohlen!“

Unbeschreiblicher Schrecken ergriff die drei unschuldigen Menschen. Jakob fiel auf die Knie, aber nicht im Gefühle der Schuld, es war ihm, als ob der Donner ihn niedergeschleudert habe; er konnte kein Wort hervorbringen als: „nein! nein! nein!“ und ein heftiges Schluchzen erstickte seine Stimme. Hannchen aber stand aufrecht und rief:

„Nein, gnädiger Herr! nein, das ist nicht wahr! wir haben keine Kette gesehen, wir haben nichts angerührt; wir haben nichts gestohlen!“

Die Mutter blickte in trostloser Verwirrung auf die Scene; sie wußte gar nicht, wie ihr geschah. Ihre Kinder, ihre in Ehrlichkeit auferzogenen Kinder angeklagt als Diebe! Mit von Entrüstung bebender Stimme rief sie:

„Suchen Sie Alles aus, Alles! und Gott wird offenbaren, wie unrecht Sie den Kindern thun!

Es wurde zur Haussuchung geschritten. Kein Kasten, keine Schublade, kein Plätzchen im ganzen Hause blieb unbesehen; aber die Kette ward nicht gefunden. Was der Richter fand, rührte ihn tief: Armuth, bittere Armuth, und eine seltene Reinlichkeit. „Sie allein, dachte der gute Mann, muß die Kinder zum Diebstahle verleitet haben." Er fürchtete sich fast vor der Zurückkunft des Gerichtsdieners, der, wie er meinte, den Vater mit der Kette zurückbringen werde. Die Kinder knieten beisammen in einem Winkelchen, die Hände zum Gebete erhoben; aber das Schluchzen, welches tief aus der Brust heraufstieg und darin wogte und kämpfte, raubte ihnen alle Worte. Die Mutter stand daneben wie ein bleiches Marterbild; ihre Hände waren herabgesunken, ihr Geist war verwirrt von diesem entsetzlichen Schlage, sie konnte nichts denken, sie konnte sich kaum regen.

Zwei lange Stunden schleppten sich so dahin. Endlich rollte

ein Wagen die Straße daher, — die Kinder fuhren zusammen, — das finstere Gefängniß stand grausenhaft vor ihrem jungen Geiste, — er hielt an der Thüre — und herein traten in ängstlicher Hast — Herr und Frau Wohlmuth. Sogleich eilte die Dame auf den Richter zu und rief: „Die Kinder sind unschuldig! hier ist die Kette!"

Gleich einem Sonnenblicke, der die dunkle Wolkenschichte siegreich zertheilt, und die ganze Landschaft in Licht und Klarheit taucht, — wirkte dieses Wort auf die Gruppe. „Gott sey gelobt! Gott sey tausendmal gelobt!" rief Frau Werner. Ihre Augen schwammen in Thränen der Wonne, — sie breitete ihre Arme aus, — sie drückte ihre Kinder an die Brust, sie küßte sie, weinte und lachte, und rief immer wieder: „Gott sey gelobt!"

Frau Wohlmuth erzählte:

„Vor einer Stunde fand man meinen Raben, der heimisch im ganzen Hause umher ging und flog, todt in seinem Häuschen. Wir befühlten seinen angeschwollenen Hals, — ein Gedanke durchfuhr sogleich Jeden und bewahrheitete sich: Der Rabe hatte das feine Kettchen gestohlen, verschluckt und war daran erstickt."

Und nun wandte sich Frau Wohlmuth an die Kinder:

„Doch wie soll ich Euch, unschuldige, ehrliche Kinder! für den ausgestandenen Schmerz und Schrecken entschädigen?“

In diesem Augenblicke war der arme Werner mit von Schweiß triefender Stirn in die Stube getreten. Doch ehe dieser ein Wort reden konnte, hatte ihn Herr Wohlmuth bei der Hand ergriffen, trat mit ihm vor und sprach:

„Ueberlasse das mir, meine Frau. Seyd fröhlich, liebe Leute! Vergeßt diese bangen Stunden! Verzeiht uns! Vorbei ist aller Jammer, alles Elend! Noch heute zieht Ihr in die Stadt, in meine Fabrik; Ihr, Werner, sollt mein Hausmeister seyn! Ich brauche so ehrliche Leute. — Frau Werner, gebt mir die Hand; Ihr auch, brave Kinder; so, schlagt tapfer ein!“

In sprachloser Freude blickten die guten Leutchen in seine Augen. Darinnen glänzte so viel Gutmüthigkeit und Wohlwollen, — daß ihnen das Herz aufging, und sie innig dankten. Frau Wohlmuth legte ihre Hand auch dazu und belohnte ihren Gatten noch besonders mit einem liebevollen Blicke; dann rief sie:

„Nun, wann wird Einzug gehalten?“ —

Nach einer Stunde fuhr der Wagen ab, aber eine reich gefüllte Börse war zurückgeblieben. Die noch vor Kurzem so arme Familie war allein. Was thaten sie nun vor Allem? — Sie

knieten einmüthig nieder, dankten Gott für das schwere Leiden, aus dem er so herrliche Glückesblumen erblühen ließ, gelobten Gott heilig, immer ehrlich zu bleiben, an seinem Worte treu zu halten, und wenn je wieder eine bange Stunde der Noth über sie kommen sollte, zu beten: „Herr, führe uns nicht in Versuchung!" und fest zu vertrauen, Gott werde sie, wie er heute so wundervoll that, — erlösen von allem Uebel. —

Erlöse uns von dem Uebel.



Erlöse uns von dem Uebel.

Ich hatte einmal einen kleinen Liebling. Von ihm will ich nun erzählen in so einfacher Weise, wie seine Tage dahin floßen. Es ist ein kleines Monument, das ich ihm hier setze, auf dem sein Jugendleben geschrieben steht. Das mag wohl nicht viel seyn; aber meine jungen, ja sogar meine alten Leser werden doch etwas davon lernen können, wie ich davon gelernt habe; und das ist genug. —

Es war ein prächtiger Herbsttag, als ich in der Mittagsstunde von einer Reise zurückkehrte und mein Wagen vor der neu gemietheten Wohnung anhielt. Ich ging die Treppe hinauf und mein freundlicher Hausherr kam mir in schwarzer, festtäglicher Kleidung,

mit einem Gesichte, noch sonniger als der helle Tag, entgegen. Auch die Magd hieß mich willkommen; aber meine Hausfrau sah ich nicht. — Alles im Hause, sogar die Treppe und der Boden glänzten im reinen Feierkleide, so, daß ich ganz verwundert frug: ob heute ein Festtag im Kalender stehe?

„Das will ich meinen, — sagte lächelnd mein Hausherr; kommen Sie nur und sehen Sie selbst."

Die Thüre des Wohnzimmers ging auf; eine gedeckte Tafel mit allerlei Leckerbissen glänzte mir entgegen; der Wein perlte in den Gläsern; Gäste standen umher, und der neueste Gast, dem zu Ehren alle diese Vorbereitungen geschehen waren, wurde mir entgegen getragen: — ein zartes, rosiges Kindchen, erst vor einem Tage im Leben angekommen und vor einer Stunde mit dem Namen: „Anna —" im Christenbunde aufgenommen.

„Grüß Dich Gott", Annchen, sagte ich, liebäugelte ein wenig mit dem Kinde, und von dieser Stunde an ward es mein Liebling, und so blieb es auch.

Ich wohnte meines Lieblings Zimmer sehr nahe und hatte also jede Nachricht über sein Befinden, sein späteres Thun und Treiben aus bester Quelle. Doch, nachdem ich soweit nachgewiesen habe, daß meine kleine Schilderung aus der Wirklichkeit genommen

sey, trete ich selbst in den Hintergrund, und erzähle nur von meinem Liebling und seiner braven Mutter.

Annchen betrug sich das erste Lebensjahr hindurch wie alle kleinen Kinder. Sie schlief mehr als die halbe Zeit, und das schon war lobenswerth, obgleich ihr dies nicht anzurechnen ist; — sie aß ihren Brei mit Appetit, auch ohne Beigabe von Zucker, und da sie noch nicht reden konnte, schrie sie eben aus vollem Halse, wenn sie etwas wollte. Aber sie fing bald an zu lächeln, zeigte schon frühzeitig ein freundliches Gemüth, lernte bald gehen, bald sprechen und sagte ihr: „Mama und Papa —" so herzlieb, als wollte sie die Liebe eines ganzen Lebens hinein legen. Nach einem Jahre war sie bereits ein ganz artiges Kindchen, nach zwei Jahren ein ergötzendes Töchterlein, nach drei Jahren ein wohlerzogenes Mädchen, nach vier Jahren die verständige Anna, welche schon manchen mütterlichen Auftrag ausrichtete, nach fünf Jahren eine fleißige Strickerin.

Anna hatte zwei größere und später zwei kleinere Geschwister. Alle liebten sie, denn sie liebte Alle, und man braucht nur zu lieben, um wieder geliebt zu werden. Gegen die ältern Geschwister war sie fast unterthänig, besonders wenn die ruhige, verständige Wally etwas sagte; gegen die jüngern hatte sie dagegen etwas Mütterliches, gab gerne nach, führte sie gleich einer Kinds-

magd im Gärtchen herum und auf Streit und Zank ließ sie sich niemals ein.

Anna's Herz war sehr weich und ihr ganzes Wesen schmiegte sich mit kindlichster Zärtlichkeit an die Eltern. Sie schlang die Aermchen so fest um den Hals des Vaters oder der Mutter, als wollte sie sich in ihr Herz hineindrücken; saß gerne still bei ihnen mit ihrem Strickzeug oder ihrer Puppe, — und streckte sich oft verlangend gegen den Mund der Mutter, um einen Kuß zu gewinnen. Und weil lieben so viel heißt: als Alles gerne thun, was demjenigen, welchen man liebt, Freude macht, so that sie Alles, was ihre Eltern wünschten und befahlen, und war also ein sehr gutes Mädchen.

Aber auch ihre geistigen Anlagen entwickelten sich sehr frühzeitig, gleichwie der Schmetterling, der so kurz das Leben genießt, sich so rasch zu voller Schönheit entfaltet, und die Blume, welche nur Eine Nacht blüht, alle andern an Herrlichkeit übertrifft. — Klarheit und Deutlichkeit war ein Hauptzug in Annchens Wesen. Die Geschichten, welche man ihr erzählte und die sie den Geschwistern wiederholte, wurden stets verständlich vorgetragen; sie schlossen den Kern in sich, d. h. die Hauptsache, und Jeder lauschte gern der kleinen Erzählerin. Bei dieser Anlage kam sie auch im Lernen rasch vorwärts, und konnte in einem halben Jahre so gut

lesen, schreiben und rechnen, wie manche achtjährige Schülerin. Sie zerlegte beim Rechnen die Zahlen so geschickt in ihrem hellen Geiste, als seyen es wirkliche, sichtbare, nicht gedachte Dinge. Mit welch freudestrahlendem Gesichte überreichte sie nicht am Annatag, denn es war zugleich das Namensfest ihrer Mutter, derselben den geschriebenen Brief und das erste Paar Strümpfe! Noch liegen die beiden im Kasten; und sie werden liegen bleiben und Zeugniß ablegen, daß ich die Wahrheit sage, und daß Annchen ein geschicktes, fleißiges Kind war. —

Wie ich schon angedeutet habe, war Anna in Allem sehr voran. Es trieb sie mächtig vorwärts, wie einen Menschen, der zu einer bestimmten Stunde mit einer Arbeit zu Ende kommen muß, oder irgendwo einzutreffen hat. Muß Annchen auch so eine Arbeit vollenden, oder an einem Bestimmungsorte eintreffen?

Es ist wieder Herbst geworden und Anna's sechster Geburtstag ward bereits festlich gefeiert. Nur der ärgerliche Husten trübte etwas die Freude und hält sie ein Paar Tage von der lieben Schule zurück, und ihr Ehrenplatz ist leer. Doch geht es bald wieder besser, und sie denkt: „Nur Geduld, nun ist es Winter und so kalt, daß ich mich am liebsten im Ofen verkröche; aber wenn der Schnee zerrinnt, die Erde aufthaut, alle Gräslein wieder auferstehen, dann wird mir wohl seyn!" —

Das neue Jahr ist schon wieder über das Leben gezogen; Anna's Hand hat schon die neuen Jahreszahlen geschrieben; der erste, kalte Monat hat Ade gesagt und die Sonne scheint schon manchmal so hoffnungsreich in die Straßen, als wollte auch sie den Menschen sagen: „Nur Geduld!" —

Hat sie das Wörtlein dir wirklich in's Herz hinein gerufen? süßer Liebling! Du siehst ja so milde und sanft aus, als habe nicht nur sie, sondern die Engelein selbst dir dies besänftigende Wort gesagt, das so wenig Menschen verstehen.

Annchen liegt in ihrem Bette; der Hals thut so weh, der Athem stockt; sie ist krank, recht schwer krank. Ihr kleines Lager ist an das Bett der Mutter gerückt, aber wofür? Die Mutter liegt nicht darin. — Es schlägt Mitternacht; die Mutter schläft nicht. Der Mond zieht fort und die Sternlein erbleichen am Himmel; die Mutter aber bleibt und wacht bei ihrem Kinde. Nun kommt der Arzt, befühlt die glühende Hand, zählt die jagenden Pulsschläge, beschreibt ein längliches Blatt; man bringt das Tränklein; die Mutter schüttelt das Arzneiglas und flüstert leise dazu; stört sie nicht; sie betet: „Erlöse uns von allem Uebel!"

Was ist ein Uebel? — Die Sünde. — Aber sie waltet nicht an diesem Bette; hier waltet Unschuld und Kindertugend. — Was ist ein Uebel? Die Armuth. Aber auch sie ist ferne,

und wäre sie nah, — welch Reichthum von Vater- und Mutterliebe wöge sie hier nicht auf! — Was ist ein Uebel? Die Krankheit! — ja, von diesem Uebel erlöse das Kind, mein guter Gott! —

„Aber Mutter, das schmeckt so schlecht," entgegnet Anna, indem sie sich vom zweiten Löffel wegwendet.

„„Doch es thut Dir gut, Herzchen, komm, nimm es!"" —

„Muß ich dann nicht sterben, liebe Mutter?" —

„„Sterben? nein, mein Annchen! Du wirst gesund werden, und wirst schöne Sachen bekommen; ja, sieh nur, welch herrliche Bilder man Dir schon verehrt hat.""

Und nun kommt der Vater, nimmt kleine Stifte und heftet die Bildchen alle an die Wand ober Anna's Bett. — Oft blickt sie darauf und betet leise und beschließt das Gebet: „Erlöse uns von dem Uebel! Amen."

Anna thut mit willigem Gehorsam, was die Mutter sagt. Sie ist noch verständiger und liebender, als sie in gesunden Tagen war. Sie dankt der Mutter so zärtlich für jeden Liebesdienst. Aber es wird von Tag zu Tag schlimmer mit ihr; immer fliegender werden die Pulsschläge; immer unruhiger die Nächte, und zuletzt liegt die Kleine da, zum Tode schwach. —

Mutterliebe! o du heilige Mutterliebe, wie groß, wie siegreich

bist du! Siegreich über die Thränen, welche aus dem Born der Schmerzen heraufsteigen zum Auge, diesem Springquell der bittersten Leiden.

Seht sie an, die fromme, sanfte Mutter am Krankenbette ihres Kindes. Sechs Tage sind dahingegangen; sechs Nächte sind dahingeschlichen, in die Augen der Mutter ist kein Schlaf gekommen. Der Kummer hat ihre Wangen entfärbt; aber so oft des Kindes Blick in den ihrigen taucht, strahlt er ihm freudig und ermuthigend entgegen; die Hoffnung ist im Herzen längst erloschen; aber immer hat die Lippe ein heiteres, ermunterndes Wort für die Kranke.

Sie kniet vor dem Bette, drückt des Kindes bleiches Gesicht an die Brust, blickt liebend darauf, dann wieder zum Kreuze an der Wand und wie sie wieder betet:

„Erlöse uns von dem Uebel. Amen;"

ist der liebe Geist kampflos hinüber geschwebt in's Reich der Engel, in seine wahre Heimath.

O heiliges Gebet! wie bleibst Du niemals ohne Erhörung! Wenn Gott in seiner ewigen Weisheit uns von Leiden und Trübsalen auch nicht befreit, so lenkt er sie uns und Andern zum Besten, und gibt uns Kraft und Muth, sie zu ertragen, wie er Jesum am Oelberge durch einen Engel gestärket hat. Schaut

sie an, diese fromme, zärtliche Mutter, wie bewahrheiten sich an ihr diese Worte!

Sie weint, und ihre Thränen benetzen das friedliche, selige Antlitz des Kindes. Sie denkt an das liebe Wesen, an all die frohen Stunden, von ihm bereitet, — an all die Hoffnungen, welche dieser Tod zertrümmert, und ihre Thränen fließen noch reichlicher. Fließt immerhin, ihr salzigen Tropfen: von Gott selber seyd ihr dem trauernden Herzen zur Linderung geschenkt!

Aber die fromme Mutter denkt auch an die Worte der heiligen Schrift:

„O Herr! deine Gedanken sind nicht unsere Gedanken, und deine Wege sind nicht unsere Wege!"

und sie preßt die Hand auf's pochende Herz und lehrt es, ruhig sich in Gottes Willen zu ergeben. Welch ein Trost ist für sie der Gedanke, daß Anna ein g u t e s, f r o m m e s Kind war, dessen Leben so heiter, so ungequält durch Strafe dahinfloß, und mit welcher Zuversicht hält sie an dem schönen Glauben, sie werde als schützendes Engelein ihre Geschwister umschweben. —

Das ist das kleine Monument, welches ich Dir, herziger Liebling, setze. Zählt ein Menschenleben nach Jahren? O nein! ob lang oder kurz, das ist am Ende einerlei; wenn es nur seine Aufgabe treulich vollendet hat.

O ihr liebe Kinder alle, hört mich! Auch das, was ihr zu thun habt, ist wichtig. Gottes Auge blickt auf euch, und zählt die fleißig gestrickten Maschen, gleich den edlen Thaten und den Mühen eurer Eltern. Gott schaut auf jeden Kinderstreit mit zürnendem Auge und segnet jede kindliche Versöhnung, wie er den Streit der Völker richtet und ihren Frieden segnet. Er belohnt jeden kleinen Sieg eures Herzens über das Böse, wie er den Kampf und Sieg gegen eine schwere Versuchung belohnt. Jede gute und jede böse That wird von ihm gewogen, so klein sie erscheinen mag, und schließt sich das kurze, gut benützte Leben, so kann auch das Kind frohlocken: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft!“ —

Bei **Gebrüder Scheitlin** in Stuttgart sind ferner erschienen:

Braun, Isabelle, Frühlingsbilder für liebe Kinder. Mit 8 fein kolorirten Bildern, gezeichnet von Ferd. Rothbart, und 20 Seiten Text. Gebunden 1 fl. 21 kr. oder 25 Ngr.

— — Mutterliebe und Muttertreue. Mit 8 fein kolorirten Bildern, gezeichnet von Ferd. Rothbart, und 20 Seiten Text. gr. 4. Gebunden 1 fl. 21 kr. oder 25 Ngr.

— — Das liebe Brod. Mit 12 fein kolorirten Bildern, gezeichnet von Ferd. Rothbart, und 48 Seiten Text. 4. Gebunden 1 fl. 40 kr. oder 27 Ngr.

— — Liedergruß an die liebe Jugend. Mit 6 fein kolorirten Bildern, gezeichnet von C. Offterdinger, und 76 Seiten Text. gr. 4. Gebunden 1 fl. 30 kr. oder 27 Ngr.

— — Die Kinderstube im Elternhause. Mit 9 fein kolorirten Bildern, gezeichnet von C. Offterdinger, und 16 Seiten Text. Folio. Gebunden 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Erwin's Bilderbuch, der lieben Jugend gewidmet. Mit 8 fein kolorirten Bildern, gezeichnet von Ferd. Rothbart, und 56 Seiten Text. gr. 4. Gebunden 1 fl. 30 kr. oder 27 Ngr.

— — Für die lieben Kinder. (Erzählungen.) Mit 4 fein kolorirten Bildern und 138 Seiten Text. gr. 16. Gebunden 48 kr. oder 15 Ngr.

— — Aus dem Kinderleben und der Sommerzeit. Mit 4 fein kolorirten Bildern und 144 Seiten Text. gr. 16. Gebunden 48 kr. od. 15 Ngr.

Döring, C. W., Quelle nützlicher Beschäftigungen zum Vergnügen der Jugend. Jahrg. 1854. Mit 24 Tafeln Abbildungen und Text. gr. 4. Kartonnirt 3 fl. 12 kr. oder 2 Thlr. 4 Ngr. Fein kolorirt 4 fl. 48 kr. oder 3 Thlr. 6 Ngr.

— — Das Buch für Mädchen. Eine Quelle nützlicher Beschäftigungen zum Vergnügen der weiblichen Jugend. Mit 30 Tafeln Abbildungen und Text. Jahrg. 1854. gr. 4. Kartonnirt 3 fl. 12 kr. oder 2 Thlr. 4 Ngr. Fein kolorirt 4 fl. 48 kr. oder Thlr. 3. 6 Ngr.

Elling, Franz, Das Glasmännchen. Eine Erzählung für die Jugend. Mit 4 fein kolorirten Bildern und 172 Seiten Text. 8. Gebunden 1 fl. 30 kr. oder 27 Ngr.

Kasperle, Für Jung und Alt. (Puppentheater.) Mit 6 kolorirten Bildern, gezeichnet von Ferd. Rothbart, und 108 Seiten Text. gr. 8. Gebunden 1 fl. 48 kr. oder 1 Thlr.

Kolb, Lehrer an der Elementarschule in Stuttgart, Thierleben in Wald und Feld. Mit 8 fein kolorirten Bildern und 16 Seiten Text. 4. Gebunden 54 kr. oder 16 Ngr.

Schild, J., Jugendlust im Freien. Ein Bilderbuch für fleißige Kinder. Mit 9 kolorirten Bildern und 16 Seiten Text. 16. Gebunden 36 kr. oder 10 Ngr.

— — Jugendfreuden. Ein Bilderbuch für folgsame Kinder. Mit Versen. Mit 8 kolorirten Bildern und 14 Seiten Text. gr. 4. Gebunden 48 kr. oder 15 Ngr.

Sehring, W. U., Die Altersstufen. Gezeichnet von Ferd. Rothbart. 12 fein kolorirte Bilder mit 24 Seiten Text. gr. 8. Gebunden 48 kr. oder 15 Ngr.

Thienemann, Karl, Kindesleben bei den Hausthieren. Bilderbuch mit Text und 12 fein kolorirten Bildern. gr. 8. Gebunden 48 kr. oder 15 Ngr.

Weiß, E., Unser Vater. Das Gebet des Herrn. In Bildern für gute und fromme Kinder, gezeichnet von Ferd. Rothbart. Mit 8 fein kolorirten Bildern und 16 Seiten Text. Lex.-8. Gebunden 48 kr. oder 15 Ngr.

— — Munterer Knaben Kriegsspiele. 8 fein kolorirte Bilder und 16 Seiten Text. 4. Gebunden 48 kr. oder 15 Ngr.

L. D.

Braun

K